

Sezession



Martin Lichtmesz
Eichbergs Volk

Benedikt Kaiser
Linke Lücken

Götz Kubitschek
Selbsterdrosselung

Till-Lucas Wessels
Sparta braucht Söhne

Gespräch mit
Jean Raspail

85

August 2018
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Andreas Lichert und
Dr. Erik Lehnert (Vorsitzende)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.) und
Erik Lehnert

16. Jahrgang, Heft 85,
August 2018

Sezession erscheint im Februar, April,
Juni, August, Oktober und Dezember.
Der Preis für das Einzelheft beträgt
11 € zzgl. Versandkosten.
Wer *Sezession* für mehr als lesenswert
hält, kann ein Förderabonnement
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-
male Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.
Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich
10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlängert es
sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten. Manuskripte sind
übrigens stets willkommen und sollten
als Kurzbeitrag 9000 und als Grundla-
genbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 9043 99
Fax: (03 46 32) 9043 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

Editorial

- 1 Neue Regeln
Götz Kubitschek

Bild und Text

- 2 »Aufgeblättert. Zugeschlagen.«
Susanne Dagen und Ellen Kositzka

Grundlagen

- 4 Henning Eichbergs »Volklichkeit«
Martin Lichtmesz
- 10 Die Lücke, das Volk, die Linke
Benedikt Kaiser
- 16 Selbsterdrosselung
Götz Kubitschek
- 20 Sparta wird Söhne brauchen –
eine Konservativenbeschimpfung
Till-Lucas Wessels
- 26 Die Zerstörung kultureller Identität
Michael Wiesberg
- 32 Idee und Ende der Ära Salazar
Erik Lehnert
- 36 Die Vendée im Aufstand 1793–1796
Marcel Kehlberg

Debatte

- 42 Pax Sinica – Chinas Öffnung zur Welt
Peter Kuntze
- 45 Hermetik, Propaganda, Illusionen
Raimund T. Kolb

Bildteil

- 48 Der Fragebogen
Martin Lichtmesz

Kurzbeiträge

- 54 Spitzenfußball und Propaganda
Wiggo Mann

Bücher

- 56 Gespräch Jean Raspail
mit Konrad Markward Weiß
- 60 Hundert Jahre Untergang
Felix Dirsch
- 62 Rezensionen

Neue Regeln

von Götz Kubitschek

Wir saßen mit einem CDU-Urgestein zusammen, einem jener Männer, deretwegen das halbe bundesdeutsche Bürgertum entlang der Unmündigkeitsformel »Augen zu, CDU« bis zur Selbstverleugnung die christdemokratische Volkspartei gewählt hat (und wohl noch immer wählt). Ob er wisse, daß man Leute wie ihn in unseren Kreisen als »nützliche Idioten« bezeichne? Ja, er wisse das, aber er müsse gleich zurückfragen: was wir denn in seiner Lage anders gemacht hätten, besser, kompromißloser? Sei es nicht so, daß er dort, wo er innerhalb der CDU gewirkt habe, doch das Maximale für die richtige (die nationale, die widerständige, die rechte?) Sache herausgeholt habe? Was wäre die Alternative gewesen?

Die Alternative wäre der Ausstieg gewesen, die Arbeitsverweigerung, die Nicht-Beteiligung am grundsätzlich falschen Weg, das Abwarten und die subkutane Arbeit an einer anderen Sprache, an neuen Strukturen und an neuen Regeln. Letzteres vor allem: Diejenigen, die das Geschäft der Etablierten, der Altparteien kennen und die Bewegungsabläufe ausgekugelter Scheingefechte im Innern des Betriebs studieren konnten oder sogar mit organisieren mußten, obwohl ihnen etwas ganz anderes vorschwebte, mußten uns (und vor allem den Entscheidungsträgern in der AfD) zu neuen Regeln raten.

Ein Beispiel: Es ging im Gespräch mit dem CDU-Urgestein unter anderem um die Frage, inwiefern man auf die Befindlichkeiten CDU- und FDP-naher, bürgerlicher Wähler Rücksicht nehmen müsse, um Mehrheiten zu gewinnen. Denn, so sein Argument: Mit grundsätzlich alternativem Kurs und Personal seien vielleicht 20 Prozent im Bund und 30 Prozent in den fünf Ostländern zu erreichen, aber dies reiche für einen Regierungsauftrag hier wie dort nicht aus. Er riet also zur Vorsicht, riet dazu, die Mehrheitswählerschicht nicht zu verschrecken und nicht ständig und überall von Grundsätzlichkeit und Alternative, von Unversöhnlichkeit und »Jagd« zu sprechen. Und dann kam der Tip: Manchmal sei es besser, nicht in eine Sackgasse zu laufen, sondern einen Umweg zu gehen. Denn nicht immer sei die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten die Gerade.

Wir warten in unseren Gesprächen geradezu auf solche Beschreibungen von Tanzschritten. Es spricht aus diesen Phrasen ein durch jahrzehntelanges Eckenstehen gebrochenes Selbstbewußtsein, das sich die aufgezwungenen »Umwege« als geschicktes Verhalten schönredet und nicht mehr in der Lage ist, im übertragenen Sinne eine »Gerade« zu schlagen – den kürzesten Weg zwischen Boxhandschuh und Nase also.

Massenhaft drängen diese in Altparteien verzogenen Leute nun in unser längst sehr stabiles Widerstandsgebäude. Manche schleudern auf ihrem Weg »herüber zu uns« ihr Altparteiengedächtnis ab wie eine Altlast; andere (oft diejenigen, die Machtinstinkt haben und gleich wieder nach vorn drängen) tragen das Gelernte und Verinnerlichte in die neuen Strukturen, verkleistern sie mit ihrer Bedenkenträgerei und ziehen – erneut an Schalthebeln plazierte – ihresgleichen nach.

Es versteht sich von selbst, daß nur mit denjenigen, die begreifen, was eine »Alternative« ist und wovon sie lebt, eine »Alternative« im grundsätzlichen Sinn möglich ist. Es ist nicht schwierig, für jedes Politikfeld alternative Konzepte zu erarbeiten. Sehr viel schwieriger ist es aber, sich anders zu verhalten und die Fleisch gewordenen Verhaltensregeln und Reflexe abzulegen. Keinem AfD-Wahlkämpfer der ersten Stunde ist es zu vermitteln, daß für einen CDU-Professor, der mit der AfD liebäugelt, die Grenze des Erträglichen dort erreicht ist, wo er von der Deutschen Bank nicht mehr zu einem bestdotierten Abendvortrag eingeladen wird. Und kein AfD-Politiker sollte es akzeptieren, daß auf eine solche Befindlichkeit Rücksicht genommen werden müsse.

Neue Regeln! Wem der Wind zu rauh ist, der an den Wahlkampfständen, in Gesprächsrunden, im Freundeskreis und an der Arbeitsstelle zu wehen beginnt, wenn man sich für den Widerstand entschieden hat, soll weiterhin seine »Umwege« gehen und »Sackgassen« meiden. Vielleicht wird ihm eines nie klar: »Alternativ« bedeutet, in vermeintliche Sackgasse hineinzugehen und sie noch einmal zu kartieren. Die Stadtpläne stimmen nicht mehr: Viele Sackgassen sind Durchgangsstraßen. Wir benutzen sie und winken denen nach, die sich – wie schon immer – auf ihren Umwegen verlieren. ■



»Aufgeblättert. Zugeschlagen.« – ein Sekt nach dem Dreh

mit Susanne Dagen und Ellen Kositzka

KOSITZA: So, Matussek sitzt im Zug. Machen wir den Sekt auf?

DAGEN: Oja! Bitte. Und ob Matussek nun im Zug sitzt, weiß ich nicht. Ich hoffe es.

KOSITZA: Aber Du hast ihn, also Matussek, doch gerade ... abgeliefert?

DAGEN: Ich habe ihn zum Bahnhof gebracht, einsteigen muß er selbst. Hätte ich noch Winke-Winke machen sollen?

KOSITZA: Matussek ist echt ein Abenteurer, ich traue ihm zu, daß er auf das Gleis gegangen ist, das ihm am interessantesten vorkam. So, Sekt.

DAGEN: [Plopp]. Herrlichstes Geräusch. Abenteurer? Ich weiß, was Du meinst. Aber eben auch verletzlich. Achtung, läuft über!

KOSITZA: Du meinst, wegen seinem Temperament? Dieser Art, überzuschäumen und begeistert alles an sich zu ziehen ...

DAGEN: Nein. *Der Sekt* läuft über.

KOSITZA: Okay. [Trinkt ab] Aber zu unserem Gesprächspartner: Ich fand's perfekt. Ich meine, Matussek ist schon irgendwo der Typus *mansplainer*. Ein Kerl, der im Bewußtsein lebt, einem die Welt erklären zu können. Der hat das Wort an sich gerissen, weil er eben ein sehr leidenschaftlicher Leser ist. Ich fand's toll, unsere Aufzeichnung, und sie war doch echt meinungsstark! Wir haben uns gut behauptet können, ihm gegenüber, oder?

DAGEN: Naja, er ist schon auch sehr dominant. Aber er machts einem wiederum auch nicht schwer, ihn mal ein bißchen einzubremsen. Irgendwie fühle ich mich jetzt wie nach einem Sprint. Ausgelaugt, aber auch zufrieden mit der Laufzeit. Heute erst habe ich gemerkt, welches Potential in einem solchen literarischen Dreier-Gespräch steckt. Daß es darum geht, gut vorbereitet zu sein und dennoch den unbekannten Dritten so anzunehmen, wie er ist und daraus ein gemeinsames Gespräch zu ent-

wickeln. Ich glaube, er fühlte sich von uns beiden gut bekränzt. Begrenzt auch [lacht]. Schön war, daß er spätestens bei Hartmut Langes Novellen auch seine zarte Seite offenbart hat. Bei der Dorn und bei Bettina Röhl's Buch war er doch eher autobiographisch in seinem Urteil. Das fiel ihm sichtbar leichter. Die Lektüre Langes, gegen die er sich ja anfänglich so gesperrt hat, hat einen anderen Matussek gezeigt: den sinnlichen, den nachdenklichen. Das war für mich eine sehr berührende Wandlung.

KOSITZA: Und ich mein', Matussek ist ja kein Ideologe! Mir kommt er vor wie ein Junge, der zeigt, daß es besonders knifflig oder cool ist, mit überkreuzten Armen Seil zu springen. Und alle anderen sagen: »Nee, gilt nicht, ist gegen die Regeln. Das echte Seilspringen geht ganz anders.« Dabei beherrscht Matussek das Standardseilspringen eh.

DAGEN: Nun, ich denke, er ist sehr geprägt von seiner langen journalistischen Tätigkeit. Davon, sich ständig neu erfinden zu müssen, den Jungen was vor zu machen, auf Geschichtenjagd zu sein. Daß er in dieser Liga nicht mehr mitspielt, ist, so glaube ich, für ihn noch immer ein unbewältigter Beißstein.

KOSITZA: Wobei ich sagen muß, daß unsere beiden Claims, also sowohl »Aufgeblättert-zugeschlagen« als auch der Untertitel »Mit Rechten lesen« schon kraß sind, oder? Ich meine, beides impliziert eine dezidierte Haltung. Wir werten. Und wir werten von einer bestimmten Position aus. Gut, heute hatten wir mit Thea Dorn und Bettina Röhl zwei Sachbücher im Gepäck, über die man eh streiten kann, das ist inbegriffen. Aber schon unsere August-Sendung wird sich nur um Belletristik, übersetzt: »Schöne Literatur«, drehen. Darf man da »von rechts« lesen?« Also, ich selbst halte mich in Fragen der Kunst nicht für eine Ideologin. Andererseits: Es wäre doch peinlich, Bücher zu lesen und sich dabei völlig freizumachen von irgendeinem ... nennen wir's weltanschaulichem Hintergrund. Das wäre doch naiv, oder? Literatur, auch die Belletristik, entsteht ja nicht im luftleeren Raum. Wie siehst Du es?



DAGEN: Ich sehe das ein bißchen anders. Wir spielen mit dem Begriff des »Rechten«. Wir spielen an auf die Phrase »Mit Rechten reden!« und wir schreiben uns selbst etwas zu. Mir ging es bei diesem Titel auch darum, all jenen den Wind aus den Segeln zu nehmen, denen diese Zuschreibung des Bösen sofort auf der Zunge lag. »Dagen und Kositzka machen eine Literatursendung, ha ha.« Vielleicht ist es irgendwann so, daß man uns beschreibt als zwei Frauen, die ihrer Lieblingsfarbe Rot und ihrer Lieblingsbeschäftigung des Lesens frönen. Und die mit Freude ihrem Affen Zucker geben.

KOSITZA: Ja, Du sagst es – es hat etwas Augenzwinkerndes und auch was Spielerisches, diese Form der Selbstbezeichnung. Ein bißchen ist es doch wie mit dem Bild, das mir zu Matussek eingefallen ist. Seilspringen mit überkreuzten Armen oder sowas. Wir frönen unserer Leidenschaft, punkt. Und dennoch hat man lesend seinen Standpunkt, der in einer umgreifenden Lebenshaltung wurzelt.

DAGEN: Ellen, ich bin gerade sehr glücklich, in Dir eine adäquate Lese-Partnerin gefunden zu haben. Wenn dann noch das Überraschungsmoment des Gastes dabei ist, um so besser! Mir macht es einen Riesenspaß – und ich lerne immer viel dabei.

KOSITZA: Ich auch, Susanne. Aber nochmal, Meine große Klage: Die Rechten – und ich sag Dir, ich kenne diesen heterogenen Großclub mittlerweile zur Genüge! – sind weitgehend amüslich. Klar, es gibt ein paar Rechtsalternative, die so ticken wie wir beide. Ein bißchen öko, auf gute Musik und gute Literatur aus. Dennoch, und wer weiß, vielleicht sitze ich einem Vorurteil auf, scheint es mir so, als sei die große Liebe zu den schönen Künsten eher links verortet. Oder irre ich mich?

DAGEN: Jetzt sind wir wieder bei diesen Begriffen. Gut, bleiben wir dabei. Ich habe

▲ »Aufgeblättert – zugeschlagen. Mit Rechten reden«: Susanne Dagen, Ellen Kositzka und ihr Gast Matthias Matussek drehen im Buchhaus Loschwitz die zweite Folge.
YouTube-Kanal: »BuchHaus Loschwitz«.

da einen ganz anderen Eindruck. Nun, ich stehe seit über 23 Jahren in meinem Laden, und die Kundenstruktur hat sich in den letzten zwei Jahren nochmal ein bißchen verändert. Ich erlebe da eine beglückende Mischung aus Suchenden, Referierenden und vielen, die nur mit uns sprechen wollen. Da ist Literatur immer ein guter Einstieg. Und ich bin erstaunt über die Bildung und das große Interesse an allem, was die Welt erklärt oder auch (nur) schöner macht. Musik ist da immer ein Thema. Ob die Liebe zu all diesem eher links verortet ist, kann ich mir nicht vorstellen. Was sollte das sein? Es ist doch vor allem eine Frage des Geistes, sich auf Kunst einzulassen. Des freien Geistes, meine ich.

KOSITZA: Mir kommt es eben so vor, als wären wir wieder einmal die Pioniere für eine Leserschaft, die noch gar nicht weiß, daß sie eine ist. Ich hab übrigens mal geschaut, wie wir von den sogenannten Zugriffen her dastehen auf YouTube. Wenn ich unsere erste Folge mit Caroline Sommerfeld vergleiche mit dem berühmten »Literarischen Quartett« des Öffentlich-Rechtlichen Rundfunks: Wahnsinn, wir sind ziemlich satisfaktionsfähig!

DAGEN: Wir sollten uns auf das konzentrieren, was uns ausmacht. Und dabei ehrlich begeistert, bestürzt, angewidert oder einfach nur gleichgültig sein. Mein Beruf des Buchhändlers war schon immer beratungsintensiv. Wenn unsere Sendung ein weiterer Kompaß auf der Suche nach schöner, wahrer, guter Literatur ist bin ich zufrieden. Prost! ■



Volklichkeit, Ethnopluralismus, Eichberg

von Martin Lichtmesz

Henning Eichberg (1942 – 2017) war so etwas wie der Großvater der heutigen Neuen Rechten und Identitären, aber er hatte auf den ersten Blick wenig Familienähnlichkeit mit seinen aktuellen Nachkommen. Als ich um 2005 zur Szene hinzustieß, spielte er in der neurechten Rezeption kaum eine Rolle, und ich kann mich nicht erinnern, daß viel von seinem berühmten Schlagwort »Ethnopluralismus« die Rede war. Dafür tauchte es in so gut wie jeder Antifapublikation »gegen rechts« ad nauseam auf. Das Zentralorgan der Eichberg-Schule, die von Siegfried Bublies seit 1979 herausgegebene Zeitschrift *wir selbst* war 2002 eingestellt worden (ihr Nachfolger *Volkslust* brachte es nur auf ein paar wenige Ausgaben), Ellen Kositzka hatte sich dort frühe publizistische Sporen verdient. Eichberg selbst lebte seit den achtziger Jahren in Dänemark, wo er eine akademische Karriere eingeschlagen hatte und Mitglied der rot-grünen Sozialistischen Volkspartei (Socialistisk Folkeparti) geworden war. Er hatte kaum noch Kontakte zur deutschen »Szene« und betrachtete bereits die *Junge Freiheit* mit Mißfallen. Diese wie auch das Institut für Staatspolitik leiteten sich eher von der *Criticón*-Linie um Armin Mohler und Caspar von Schrenck-Notzing ab. Eichberg hatte seit 1973 nicht mehr in dieser Zeitschrift veröffentlicht, und seit Mitte der siebziger Jahre Blätter der unorthodoxen Linken als Publikationsort vorgezogen.

Um diese Zeit wurden die antikapitalistischen »Nationalrevolutionäre« um Eichberg und andere als die eigentliche »Neue Rechte« Deutschlands identifiziert, so etwa in der Studie von Günter Bartsch *Revolution von rechts? Ideologie und Organisation der Neuen Rechten* (Freiburg i. Breisgau 1975). Liest man als Identitärer des Jahres 2018 Bartschs Buch, so erscheint einem vieles darin ebenso fremd wie vertraut. Die antikapitalistische Emphase ist sehr stark und im Duktus der Zeit gehalten, das heute virulente Einwanderungsproblem wird als »Gastarbeiterfrage« verhandelt, wobei der »große Austausch« der Bevölkerung bereits damals am Horizont auftauchte. So wandte sich das Hamburger *Junge Forum*, damals Eichbergs publizistisches Hauptquartier, »gegen die gestaltlose Europa-Vorstellung von Wirtschaftstechnokraten, welche die kulturelle und biologische Substanz Europas einem ökonomischen Riesenapparat opfern«. Bereits 1975 hatte der *Spiegel* auf der Titelseite die Frage gestellt »Sterben die Deutschen aus?« (13/1975), und den entsprechenden Artikel mit Cartoons illustriert, die den türkischen Geburtenvorsprung thematisierten.

Eichberg betonte gerne die Bedeutung des »Habitus«, der zu bestimmten politischen Neigungen disponiere, analog zum marxistischen Prinzip von Basis und Überbau. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum er sich zunehmend von den Milieus der Rechten »abgekoppelt« hat. Speziell auf Fotos aus den achtziger und neunziger Jahren wirkt er ausgesprochen feminin und »gutmenschlich«. Runde, weiche Lippen, ein sanfter Blick, ein jugendliches, bartloses Gesicht, ein ergrauender, wilder Locken-

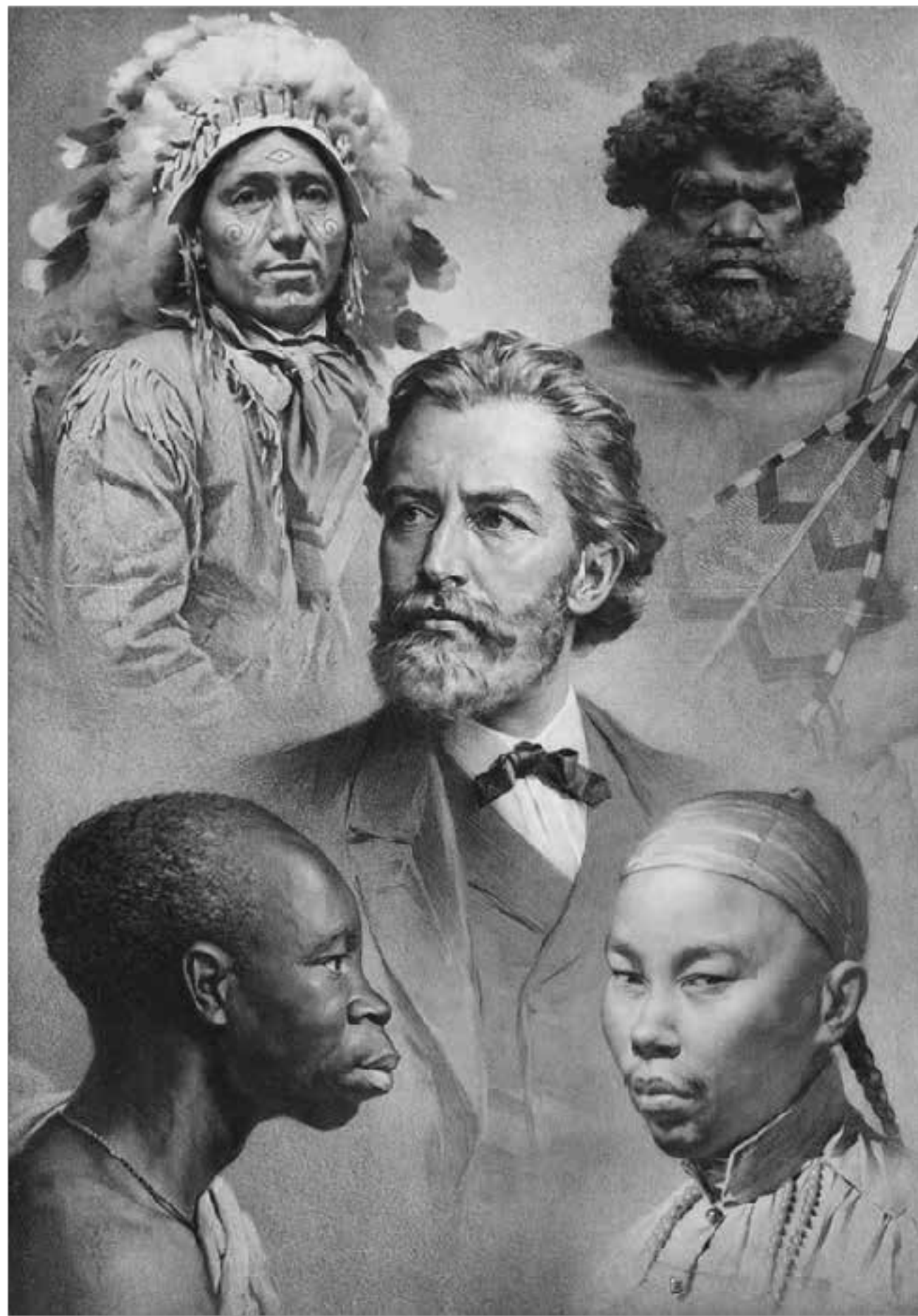
»Gefährlicher als alle Kämpfe der Völker, die in der Welt aufeinanderprallen – Nigerianer gegen Biafraner, Araber gegen Israelis, Bengalen gegen Pakistani – scheinen heute diejenigen über die ganze Welt sich verbreitenden Systeme, die mit ihren universalistischen Postulaten den Tatbestand des Ethnopluralismus und Kulturrelativismus negieren und in der Praxis die Kulturen selbst an ihrer Wurzel auszulöschen sich bemühen.«

Henning Eichberg, *Nationale Identität* (1978).

»Und weil der deutsche ein deutscher ist / Drum wird kein anderer ihn befreien / Es kann die Sprengung der Mauer nur / Das Werk deutscher Technik sein. / Drum links und rechts – / Ob links und rechts / Das Land muß uns wieder her / Und seine Garanten sind MPI und Maschinengewehr.«

Thorsten Sievers (Henning Eichberg), »Mauersprengersong«.

kopf, der an Rainer Langhans erinnert, locker sitzende, bunte Kleidung, dazu ein Hauch von evangelischem Jugendlager und Ökosponti. Schon Günter Bartsch bemerkte, er gelte in seinem Wohnort als »linksradikal« oder als »Anarchist«: »Dieser falsche Eindruck wird bis zu einem gewissen Grade durch Kleidung und Haarschnitt begünstigt.« Damals schrieb Eichberg noch unter seinem Pseudonym »Hartwig Singer«, das Bartsch im Gegensatz zur heute üblichen »Entlarvungsliteratur« nicht lüften wollte. Er wurde 1978 von einer kommunistischen Studentengruppe »geoutet«, was in der Folge seiner akademischen Karriere schadete (er sprach später gar von einem »Berufsverbot«). Er fand schließlich dauerhaftes Exil – und endlich eine Heimat? – in Dänemark, wo er als Professor für Soziologie in Odense und Kopenhagen lehrte. Dreißig Jahre später besuchte ihn dort der Journalist Toralf Staud in seinem »Büro in einem idyllisch gelegenen Haus auf dem Lande«, an dessen Haustür ein Blechschild mit der Inschrift »Hennings Himmel« angebracht war. Eichberg trug »Hemd, Strickjacke und Cordhose«, »vom ersten Satz an duzt er den Besucher.« (*Moderne Nazis. Die neuen Rechten und der Aufstieg der NPD*, Köln 2005). Der einstige Nationalrevolutionär hatte stets den überragenden Einfluß betont, den der jüdische Philosoph Martin Buber mit seiner Schrift *Ich und Du* auf ihn ausgeübt hatte. Nun war er in ein skandinavisches Land gezogen, wo sich (IKEA-Besucher wissen es) wie in Schweden und Norwegen das Du als übliche Anredeform durchgesetzt hat.



Die fünf Rassen der Menschheit, aus: Deutsche Zeitschrift, Dresden 1911.

Seit 2013 lebte Eichberg im Blangstedgaard-Viertel von Odensee, das Thomas Wagner, der ihn kurz vor seinem Tod besuchte, so beschrieb: »Hier leben Muslime, Christen, Einwanderer, Leute mit Alkoholproblemen, sogenannte normale Bürger und Studenten eng beieinander.« Eichberg ziehe dieses Viertel den »vornehmeren Teilen der Stadt« vor: »Er liebe die Offenheit und die Vielfalt seiner Nachbarschaft.« (*Die Angstmacher*, Berlin 2017).

Eichberg ist der Erfinder des Begriffs »Ethnopluralismus«, der in linken Publikationen stets als angebliche »Leitideologie« der Neuen Rechten bezeichnet wird. Die von einschlägigem Personal okkupierte Wikipedia schreibt etwa: »Ethnopluralismus ist ein Weltbild der Neuen Rechten, deren Vertreter eine kulturelle ›Reinhaltung‹ von Staaten und Gesellschaften nach ›Ethnien‹ anstreben«, wobei der Strohmannbegriff »Reinhaltung« in keiner einzigen mir bekannten, maßgeblichen neurechten Schrift auftaucht (Eichberg hat allerdings einmal analog zur »Umweltverschmutzung« den Begriff der »Verwestlichung und Kulturverschmutzung« benutzt). »Ethnopluralismus« sei eine »kulturalistische Neubegründung der Rassenlehre«, ein »sozialdarwinistischer ›Rassismus ohne Rassen‹« (Bundeszentrale für politische Bildung), führe »konsequent gedacht zur Apartheid als neuer Weltordnung« (Gero Fischer). Der gemeinsame Nenner dieser Zerrbilder ist die Auffassung, es handle sich hierbei um eine Art von »Mimikry«, um eine alte böse Ideologie, die in eine zeitgemäße Sprache verpackt wurde. Ein ganzes Genre von Literatur »gegen rechts« zehrt von diesem Narrativ, nach dessen Muster auch die Doktorarbeit von Clemens Heni über Eichberg mit dem programmatischen Titel »Salonfähigkeit der Neuen Rechten« gestrickt wurde.

Eichberg hat sich zeitlebens mit der »nationalen« Identitätsfrage, nicht nur der Deutschen, sondern der Völker überhaupt, intensiv auseinandergesetzt. Eng damit verknüpft war für ihn aber auch die »soziale«

Eichberg hat sich zeitlebens mit der »nationalen« Identitätsfrage, nicht nur der Deutschen, sondern der Völker überhaupt, intensiv auseinandergesetzt. Eng damit verknüpft war für ihn aber auch die »soziale«

Frage, und selbst sah er sich durchaus als Sozialisten. Geboren wurde er 1942 im niederschlesischen Schweidnitz, dem Heimatort des »roten Barons« Manfred von Richthofen. Die Familie wurde 1945 vertrieben; eine der frühesten Erinnerungen Eichbergs ist die Bombardierung Dresdens, die er als Kind aus der Ferne sehen konnte. Die Heimatvertriebenen waren in der Bundesrepublik jene Volksgruppe, die sich am stärksten ein verlustbedingtes »deutschnationales« Gefühl bewahrt hat. Die folgenden Jahre verbrachte die Familie in der sowjetischen Besatzungszone Sachsen und gelangte 1950 durch illegalen Grenzübertritt in die Bundesrepublik. Ab 1961 begann er unter anderem für die Zeitschrift *Nation Europa* zu schreiben, die dem Erbe der Waffen-SS und dem faschistischen Europagedanken verpflichtet war. Seine Positionierung folgte zunächst üblichen rechten Mustern: Wesentliche Anliegen waren ihm die deutsche Einheit, die Wiedergewinnung der Ostgebiete und der Kampf gegen den Kommunismus. Sein Ablöseprozeß von der »alten Rechten« wurde durch Kontakte mit der »Nouvelle Droite« um Alain de Benoist, Jean Mabire und Dominique Venner stark befördert. Schlüsselerlebnis war ein Besuch im Jahre 1966 in einem Zeltlager junger französischer Nationalisten in der Provence, die »Castros Guerillakämpfer« ebenso verehrten wie die »antigaullistische Geheimarmee OAS« und die sich auf nicht-marxistische Sozialisten wie Proudhon oder Sorel bezogen. Im Sommer 1968 begegnete er in Straßburg europäischen Föderalisten, Nationalisten, Trotzkiisten, Anarchisten und Situationisten, die während der Unruhen im Mai zeitweise auf derselben Seite der Barrikade gestanden hatten. In Deutschland »entheimatet« und »entfremdet« sein, das bedeutete für Eichberg nun von den Siegermächten des Weltkriegs doppelt »kolonisiert« und okkupiert zu sein, im Osten vom russischen Staatsmarxismus, im Westen vom amerikanischen Coca-Cola-Kapitalismus, der sich besonders perfide und gründlich auswirkte, weil er zur »Selbstkolonisierung« des Inneren (Herder würde vielleicht sagen: »der Volksseele«) verführte.

Eichbergs gesamtdeutscher Nationalismus verknüpfte sich nun mit den »anti-imperialistischen« Revolten der Dritten Welt, mit der Selbstbehauptung der Ureinwohner Amerikas und der Schwarzen Nordamerikas wie Afrikas, die ihre postkoloniale »négritude« oder ihre »black power« suchten, ebenso wie mit dem Kampf der Basken, Bretonen und Iren, der Waliser und Schotten, der Ungarn, Kroaten und Tschechen um ihre Freiheit und Identität. Damit kamen zunehmend auch kleinere, regionalistische Identitäten und Solidargemeinschaften ins Spiel, in denen Eichberg ein revolutionäres, »emanzipatorisches« Potential erblickte. So eröffnete sich ihm ein Panorama aus weltweiten Volksidentitäten, eine Internationale oder »Internationalität der Nationalismen«, die zum »Kampf gegen die multinationalen Konzerne, welche die Völker ihrer Identität berauben und zu gesichtslosen Produzenten-Konsumenten machen« blasen sollte, zum Aufstand gegen die globale »Einheitskultur«, die Eichberg mit der »modernen Industriegesellschaft« und der »Hochmoderne« gleichsetzte. Erstmalig tauchte der Begriff »Ethnopluralismus« 1973 in dem Aufsatz »»Entwicklungshilfe« – Verhaltensumformung nach europäischem Modell?« für die *Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften* (93/1973, nachgedruckt in: *Nationale Identität. Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft*, München/Wien 1978) auf, und zwar als Gegenbegriff zum europäischen »Ethnozentrismus«. Er impliziert also eine Kritik und Abkehr von Modellen (nicht nur) der alten Rechten: »Weiße Vorherrschaft«, auserwählte »Herrenrassen«, chauvinistischer oder revanchistischer Nationalismus, die »Bürde des weißen Mannes«, andere Völker per Kolonialisierung und Missionierung zu erziehen, die Vorstellung vom »deutschen Wesen«, an dem »die Welt genesen« soll.

Die Basis von Eichbergs Kritik ist ein radikaler Anti-Universalismus und Kulturrelativismus. Er attackierte das westliche, dualistische »Entwicklungsdenken«, wonach die Welt nach europäischen Maßstäben »zivilisiert« und auf ein gleiches Wirtschaftsniveau gehoben werden müsse. Dabei würden anderen Völkern durch einen »gelenkten Kulturwandel« Gesellschaftsstrukturen aufgezwungen, die ihrem inneren Wesen fremd seien und sich daher nur destruktiv auswirken könnten. Dagegen betonte Eichberg, daß die »kulturelle Kluft zwischen den Kulturen (...) nicht zu überspringen sei«. Jeder Versuch dieser Art sei »vom Eigenen – und damit

»Hier wurde mir zugemutet, mich zum »Westen« zu bekennen. Ich versuchte später eine Zeitlang engagiert, mir das zueigen zu machen ebenso wie den Anspruch der »BRD«, das ganze Deutschland zu vertreten. Aber als Ostdeutschem blieb mir da irgendwo ein unerledigter Rest. In der Westlichkeit des BR-Deutschlands kam ich eben doch nicht zuhause an.«

»Die neue radikale Linke, die sich kritisch sowohl mit der westlichen Konsumgesellschaft als auch mit dem sowjetischen Staatsmonopolismus auseinandersetzte – das waren nicht mehr die »Roten«, auf die ich mit der gewohnten Selbstverständlichkeit reagieren konnte. Im Gegenteil, in ihrer Kritik der Entfremdung konnte ich mich als in Deutschland Entheimateter wiedererkennen – zumindest teilweise.«

Henning Eichberg, *wir selbst*, 1998/1.

»Der Kapitalismus ist die Wurzel der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen auf dieser Erde. Der maß- und ortlose Wachstumsfetischismus, dem der Westen sich auf Gedeih und vor allem auf Verderb verschrieben hat, hat vergessen, daß man Geld nicht essen kann.«

Thor von Waldstein, *Thesen zum Kapitalismus* (1998).

»Mein Thema heißt: Völkermord. Ich glaube nämlich, daß in der heutigen italienischen Gesellschaft alte Werte zerstört und durch neue ersetzt werden, wodurch – ohne Blutbäder und ohne Massenerschießungen – weite Schichten unserer Gesellschaft eliminiert werden.«

Pier Paolo Pasolini, *Freibeuterschriften* (1975).

»Westdeutschland geht den amerikanischen Weg. Das sieht man schon an den McDonald-Geschäften überall am Wege. Die Deutschen in der Bundesrepublik gleichen nicht mehr sich selbst. Wenn man die Deutschen als Volk erleben will, muß man in die DDR reisen. Dort stellen die Deutschen noch ihren Käse und ihre Würste selbst her.« – So sagt Lahmer Hirsch, Medizinmann der Lakota Sioux. Ich möchte grinsen, weil ich mir vorstelle, wie die Arbeiter von Leuna sich ihren Käse selbst herstellen. Aber dann sehe ich den Lahmen Hirsch selbst grinsen. Hat er nicht recht? Oft sagt ein Medizinmann nur das, was alle anderen in ihrem Inneren schon wissen.«

Henning Eichberg, *wir selbst*, 1985/2

»Der westliche Multikulturalismus wurde auf undemokratische Weise von Eliten durchgesetzt, die der Mehrheit feindselig oder gleichgültig gegenüberstanden. Er wurde zur Legitimierung einer ständigen Massenzuwanderung instrumentalisiert, die den demographischen Interessen der Gründernation widerspricht. So gesehen ist Multikulturalismus eine ständige Revolution der politischen Führungsschicht gegen die Mehrheit der Bevölkerung.«

Frank Salter, *Junge Freiheit* 34/15

»Um eine multiethnische Gesellschaft zum Funktionieren zu bringen, müssen wir dann auch ganz klar zeigen, daß der Staat fähig ist, die Menschen, die dagegen aus Haß verstoßen, richtig zu bestrafen.«

Yascha Mounk, ARD-Preseclub, 8. Juli 2018.

von Aneignung her bestimmt. Jeder Versuch, der das vergißt, hat bereits einen Schritt zur Mißachtung und Unterwerfung des Fremden getan. Politisch gesehen ist dies der Schritt zum Imperialismus.« Eine »Akkulturation« dieser Art könne zum »Völkertod« führen: »Unter diesem Terminus versteht die Ethnologie den Verlust der ethnischen Individualität und Eigenart einer Volksgruppe, ohne daß diese biologisch aussterben muß.« Der kulturellen folge jedoch »nicht selten die physische Vernichtung der an die neuen Normen nicht angepaßten Ethnien.«

Abseits der Frage, ob »sozial« nur »national« möglich sei, bedeutet die Zerstörung der Volksidentitäten und Kulturen auch den Verlust von Sinn und Bedeutung, von Transzendenz, von Vielfalt der Daseinsformen, von Lebensfülle und -tiefe. Eichberg betrachtet »den Menschen« als wesentlich sozial gebundenes Wesen, das nur innerhalb einer bestimmten »Vergesellschaftung« es selbst sein und werden kann: »Wer von den Völkern nicht sprechen will, soll von den Menschen schweigen.«

Eichberg räumte ein, daß zwar auch das Konzept des »Ethnopluralismus« der »europäischen Wissenschaftlichkeit« entsprang, aber das Potential habe, »das Verhältnis Europas zu den farbigen Völkern auf eine neue Stufe zu stellen«, und »den Schutz der anderen Kulturen in ihrer Eigenart« zu gewährleisten. Dieses Argument hat eine defensive Kehrseite: Wenn alle Kulturen und Völker zwar verschieden, aber gleichwertig sind, dann haben selbstverständlich auch die europäischen Völker das Recht, ihre Eigenart zu bewahren und Eingriffe in ihr Dasein abzuwehren. Dieser Standpunkt bekommt heute neue Virulenz; so vergleicht etwa Renaud Camus die Besiedelung Europas durch Nord- und Schwarzafrikaner als eine Form von »Okkupation« und Kolonialismus. In der Tat hat der Bevölkerungsexport auch in anderen historischen Fällen imperialistischen Zielen gedient: so die Ansiedlung von Russen im Baltikum, von Chinesen in Tibet und der Mongolei, von Franzosen in Algerien. Damit stellt sich auch die Frage nach der räumlichen Trennung der Kulturen und Völker, die eines Ortes und Habitats bedürfen, um ihren »Nomos« entfalten zu können. Sie ist im Zeitalter der Globalisierung, der weltweiten Vernetzung, der industriellen Raum- und Ressourcenvernutzung und der Migrationsströme gewiß nicht leicht zu beantworten. Mit dem daraus resultierenden »Zusammenprall der Kulturen«, wie ihn Samuel Huntington beschrieb, stellt sich die Frage nach der Identität mit gesteigerter Intensität. Auch für Eichberg war das Verhältnis der Völker zueinander »dialogisch« bestimmt, als »Ich und Du«- oder »Wir und Ihr«-Beziehung. Darum löst die wachsende Präsenz islamischer Populationen, die eine starke Eigenidentität haben, in der westlichen Welt so starke Reaktionen aus, darum steht die Frage nach dem Eigenen so sehr im Zentrum »populistischer« Bewegungen und Parteien.

In der Tat präfiguriert Eichbergs nationalrevolutionärer Ansatz den heutigen Antagonismus zwischen »Populismus« und »Globalismus«. Letzterer ist aus dem amerikanischen »Imperialismus« erwachsen, der sich gegenüber dem Sowjet-Kommunismus als stärkere Form des »Kolonialismus« erwiesen hat, was sich auch daran ablesen läßt, daß die ehemaligen Ostblockländer, inklusive Mitteldeutschland, ihre nationale Identität in größerem Ausmaß bewahrt haben, als die westlichen Staaten, die sich allesamt der Ideologie der »Einen Welt« und des Multikulturalismus verschrieben haben. So hatte auch die deutsche Einheit von 1990 in Eichbergs Augen die »deutsche Frage« keineswegs gelöst. Anstelle einer tatsächlichen Verbrüderung und Selbstwerdung habe eine »ökonomisch-politische Besetzung der DDR durch Westdeutschland« stattgefunden. Wie die heutige politische Spaltung der späten Bundesrepublik zeigt, ist diese »Umformung« jedoch nicht restlos gelungen. Mitte der neunziger Jahre sollte Eichberg folgerichtig Sympathien für die PDS bekunden, die sich heute in die Linkspartei umgewandelt hat, deren kleiner nationaler Flügel, vertreten durch Sahra Wagenknecht und Oskar Lafontaine, weitgehend isoliert ist.

»Volk« hat bei Eichberg auch eine genuin »populistische« – und daher in einem ursprünglichen Sinne »linke«, von »unten« her gedachte – Bedeutung: »Einerseits steht das Volk den Herren gegenüber: Wir hier unten – die da oben. Und andererseits steht »mein« Volk den anderen gegenüber: Wir hier drinnen – die da draussen.« »Volk und Völker« seien nicht voneinander zu trennen. Dabei sah Eichberg ein Spannungsverhält-

nis zwischen Volk und Staat: »Das Volk der Moderne will seinen eigenen Staat – erst dadurch erscheint das Volk als politisches Subjekt. Aber zugleich kolonisiert der Staat das zivilgesellschaftliche Volk. Gegenüber dem exklusiven Nationalstaat ebenso wie gegenüber dem multinationalen Staat entwickelt das Volk anarchistische Qualitäten.« Während Eichberg einräumte, daß das »Volksleben« auch aus »Konflikten« besteht und keinesfalls immer »harmlos« ist, so kann man in seinem Konzept doch auch den Wunsch erkennen, die Völker gleichsam aus der Geschichte zu entlassen und in eine Art Ruhestand zu versetzen. Der »Abkoppelung« aus »imperialistischen« oder globalistischen Zusammenhängen entspricht auch der Verzicht auf Feindschaft, »Diskriminierung«, »Ausgrenzung«, »Rassismus«, Krieg und ähnliche eher unerquickliche Formen der Beziehungen zwischen den Völkern. Man könnte dies eine Art »Nichtaggressionspakt« nennen: Jeder bleibt bei sich zu Hause und läßt den Nachbarn anerkennend so sein, wie es seiner Eigenart entspricht. Das Ideal wäre ein »toleranter«, nicht-chauvinistischer Nationalismus, der gleichzeitig ein nicht-marxistischer, »volkhafter« und volksverbundener Sozialismus ist.

Von zentraler Bedeutung wurden für Eichberg die Lehren des dänischen Reformpädagogen N.F.S. Grundtvig (1783–1871). Dessen Begriff der »folkelighed«, der »Volklichkeit«, wurde für Eichberg zum Paradigma eines sozialen, basisdemokratischen, »warmen«, dabei in der »volklichen« Eigenart verwurzelten Volkstums und Volk-Seins, das eine Alternative zu den belasteten »völkischen« Traditionen Deutschlands bot. In einem Rückblick auf seine politische Biographie (»Volk, folk und Feind«, *wir selbst* 1998/1) spielte Eichberg die in sich ruhende dänisch-identitäre »folkelighed« gegen »die völkische Identifikation vom Feindbild her« aus, die in Deutschland die Norm sei.

Ohnehin kein Freund der »Konservativen Revolution«, attackierte er folgerichtig Carl Schmitts »Begriff des Politischen« als Frucht des deutschen Syndroms. Schmitt denke »von rechts her: kein Volk und keinen Frieden – sondern Staat und Krieg.« Spätestens hier betrieb Eichberg die Wirklichkeitsflucht der Linken, die sich die Positionierungen der Rechten allenfalls psychologisch erklären kann: »Zwischen der in solcher Ordnungslogik angelegten Paranoia und einer grundlegenden Angst – vor ›dem Feind‹ – gibt es eine Verbindung. Woher kommt diese Angst? (Denn vom Feind her kann sie nicht kommen, da der Feind durch die Angst erst konstruiert wird).« Dieser Realitätverlust äußerte sich auch in einem späten Artikel (»Die anderen und wir selbst«, www.globkult.de, 21. Januar 2016), in dem er den deutschen »Willkommensnationalismus« pries: »Daß Deutsche sich jetzt mit Gesten der persönlichen Betroffenheit jenen anderen, flüchtenden Menschen zuwandten, das war allerdings die gute Überraschung des Sommers 2015. In der deutschen Zivilgesellschaft geschah etwas Neues und Eindrucksvolles.« Zur selben Zeit kritisierte ich auf dem Blog der *Sezession* den Versuch, im postnationalen Deutschland via Bahnhofsklatscherei und Flüchtlingshilfe »eine Art Volksgemeinschaft zu mobilisieren«, deren Formierung das Endziel hat, »ihr eigenes Verschwinden zu beschleunigen« (Karlheinz Weißmann).

Dazu paßt, daß Eichberg der *Sezession* »fremdenfeindliche Hetze« vorwarf, und die Identitären als »Faschisten« betrachtete. Am Ende war er selbst ein »identitätsflüchtiger Deutscher« (so sein Urteil über Clemens Heni), der sich in eine der gemütlichsten Ecken Europas zurückgezogen hatte – in ein Land, in dem wie überall in Westeuropa der nicht-europäische Ausländeranteil steigt, mit den typischen Folgen. Eine Multikulturalisierung Dänemarks würde unweigerlich auch das Ende der »folkelighed« bedeuten. Es gibt bestimmte Lagen, in denen ein Volk der »Verfeindung« leider nicht entgehen kann, wenn es es selbst bleiben will, was nicht zuletzt die Geschichte der antikolonialen Bewegungen deutlich vor Augen führt. Es gibt kein Ausweichen vor den Sätzen Schmitts: »Dadurch, daß ein Volk nicht mehr die Kraft oder den Willen hat, sich in der Sphäre des Politischen zu halten, verschwindet das Politische nicht aus der Welt. Es verschwindet nur ein schwaches Volk.« Auch Eichberg war am Ende blind dafür, daß der Andere tatsächlich anders und zur Verfeindung und Feindschaft fähig und willens ist. Die Massen, die heute in das historisch pensionierte Europa strömen, sind keine »Ethnopluralisten«, und durchaus bereit zur Landnahme, Missionierung und »Kolonisierung«. ■

»Eins hat die DDR im Laufe ihrer 40-jährigen Existenz geschafft, was in der BRD nie gelungen war, nämlich die Wörter ›Liebe‹ und ›Vaterland‹ immer wieder in einem Satz unterzubringen, z.B. in der Wendung ›Liebe zum sozialistischen Vaterland‹. Für viele Ostdeutsche ist der Begriff Vaterland positiv besetzt geblieben, auch wenn sein sozialistischer Charakter das Volk 1989 dazu veranlaßt hat, andere Facetten dieses Vaterlandsbezuges zu betonen, z.B. Deutschland als einig Vaterland.«

Joyce Marie Mushaben,
Berliner Debatte Initial,
Heft 3/2001.

»Der Staat ist verpflichtet zu verhindern, daß Familienväter und Frauen arbeitslos werden, weil Fremdarbeiter ihnen zu Billiglöhnen die Arbeitsplätze wegnehmen.«

Oskar Lafontaine, Chemnitz, 14. Juni 2005.

»Es steht außer Frage, daß sich die Frage der Identität, die vor 20 Jahren niemanden interessierte, heute in ganz anderer Schärfe stellt. Sie ist letztlich die logische Konsequenz einer langsamen Abschleifung jeglicher Bezüge, einer Auflösung sozialer Bindungen und einer Globalisierung, von der nur eine privilegierte Minderheit profitiert.«

Alain de Benoist, 2017.

Bücher von Henning Eichberg:

Nationale Identität. Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft, München/Wien 1978;

Abkoppelung. Nachdenken über die neue deutsche Frage, Koblenz 1987;

Die Geschichte macht Sprünge. Fragen und Fragmente, Koblenz 1996;

Minderheit und Mehrheit, Berlin 2011.

Die Lücke, das Volk, die Linke

von Benedikt Kaiser

Das rechtsalternative Spektrum Deutschlands führt im Sommer und Herbst 2018 gewissermaßen einen – gewiß unterschiedlich zu gewichtenden – Kampf an zwei realpolitischen Fronten. Das liegt an Horst Seehofer, Angela Merkel und den Union-internen Verwerfungen einerseits, an Sahra Wagenknecht, ihrem ambitionierten Projekt einer Sammlungsbeziehung von links und den Linkspartei-internen Verwerfungen andererseits.

Die kommende Zeit verlangt unserem Milieu dabei besonders große Anstrengungen ab, weil die Rechte nach Jahrzehnten im Niemandsland zwischen Nischenkampf und Anpassung, Strukturaufbau und Neuformierungen das Siegen wiederentdeckt. Der größte Erfolg der meta- wie realpolitisch ausgerichteten (Neuen) Rechten ist die Wiederentdeckung der »sozialen Frage« im Spannungsfeld zwischen kapitalistischer Globalisierung und Massenzuwanderung – neben der eindeutig konnotierten »nationalen Frage«, einem genuin rechten Selbstläufer.

Das bleibt auch den Establishment-Strukturkonservativen innerhalb christdemokratischer Loyalitätszusammenhänge nicht verborgen. In diesem Zusammenhang müssen die massenmedial aufgewerteten Schattengefechte um Kontrolle und Abweisungen von Migranten an der bayrisch-österreichischen Grenze expliziert werden. Klar erscheint im alternativen Beritt der Bundesrepublik, daß die bisweilen zirkulierende Mär von einer rechtsgewendeten Union-Minus-Merkel – mit einem Retter Jens Spahn – Realitätsflucht verheißt, und daß der Traum einer bundesweiten CSU als Korrektiv zur Bundespolitik, der zuletzt von Frauke Petry in Interviews mit regionalen Zeitungen aufgeföhren wurde, schon seit Armin Mohlers Zeiten ausgeträumt ist. Ein Wiederaufgreifen würde sich als ein Schachzug all derer entpuppen, die daran interessiert sind, das Bestehende ohne wirkliche (politische, wirtschaftliche) Kehrtwenden in die Zukunft zu hieven.

Auf der linken Seite des politischen Spektrums sind indessen interessantere, aufschlußreiche Bewegungen rund um die Galionsfigur Sahra Wagenknecht und den Dramaturgen Bernd Stegemann, der vielen Beobachtern als *Influencer* hinter dem Duo Wagenknecht/Lafontaine gilt, zu vernehmen. In einem bundesweit viel beachteten Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung* legte Wagenknecht als das Gesicht der für den Herbst dieses Jahres anvisierten neuen linken Sammlungsbeziehung erste Umriss der inhaltlichen wie strategischen Ausrichtung dar. Es geht um soziale und innere Sicherheit, Identität, Kultur, Fragen der Gerechtigkeit sowie um Einbettung in ein großes Ganzes, das Schutz vor dem »entfesselten Kapitalismus« bietet.

So richtig die Grundtendenz auch sein mag, und so stark entsprechende Ansätze auch auf Unterstützung im Wahlvolk zählen könnten (die *Bild* schätzt: auf Anhieb etwa 25 Prozent), bleibt doch bereits *in statu nascendi* zu konstatieren, daß dem Motor der Wagenknecht-Stegemann-

»Die Grundfrage der liberalen Demokratie stellt sich mit neuer Dringlichkeit: Gilt das Recht des Demos, der durch Wahlen seiner Stimme die Kraft zur Regierung verleiht, oder gilt das Recht des Liberalismus, das den Staat durch Gesetze und unveräußerliche Rechte der Person und des Eigentums regiert?«

Bernd Stegemann: *Das Gespenst des Populismus*, S. 47.

Gruppe, also dem bisher überwiegend virtuell aktiven »Team Sahara«, jedwede aktivistische Basis fehlt, so viel Wachstum der gleichnamige Newsletter auch verzeichnen dürfte und so bereitwillig viele auflagenstarke Medien mit kritischer Neugier das Experiment auch beobachten und ihre Standpunkte reproduzieren mögen.

Von kommunistischen und antikapitalistischen Zirkeln in der Linkspartei bis zu jungen außerparlamentarischen Bündnissen – die radikale Linke in all ihren Verästelungen ist im zeitgeistigen *Refugees-Welcome*-Primat gefangen und lehnt Wagenknechts Kurs überwiegend ab.

Das Konzept einer bundesdeutschen linken Sammlungsbewegung, das derzeit heranreift, ist daher – ganz anders als das jugendvirale Phänomen um Bernie Sanders in den USA oder die Massenunterstützung für Jeremy Corbyn in Großbritannien – ein Kopfprojekt; anders als das mit dem Wagenknecht-Konstrukt vergleichbare »linkspopulistische« Projekt um den Front de Gauche (Linksfront) Jean-Luc Mélenchons in Frankreich, das Wagenknecht als direktes Vorbild begreift. Nicht nur im richtungsweisenden NZZ-Interview bezog sie sich wiederholt auf die Wahlformation »Unbeugsames Frankreich«, hinter der Mélenchon und seine Linksfront stehen. Das Jahr 2018 leitete der nationalstaatlich-realistisch orientierte Flügel der Linkspartei konsequent mit dem »Stargast« Mélenchon ein, der jedoch innerhalb weiter Teile der deutschen Linken mit Skepsis beäugt wird, weil er verdächtige Begriffe wie »Volk«, »Nation« und »Wir« mit sozialpopulistischer Programmatik koppelt – mit entsprechendem Erfolg, denn er erzielte knapp 20 Prozent der Stimmen bei der Präsidentschaftswahl 2017 (eine Wahlempfehlung gab auch Alain de Benoist ab).

Frankreich erweist sich einmal mehr als das Mohlersche politische Laboratorium Westeuropas: Denn so wie das bemüht volksnahe Vorgehen Mélenchons nicht ohne die vorhergehenden Erfolge des Front National (jetzt: Rassemblement National) denkbar war, müssen auch die Bemühungen Wagenknechts um eine realistische Zuwanderungspolitik, um die Sorgen des »kleinen Mannes«, um eine sozialreformatorsche Sammlungsbewegung von links als eine direkte Reaktion auf die Erfolge des sozialen Flügels der AfD und ihres vergleichbar ausgerichteten metapolitischen Umfelds gedeutet werden; dies muß Ansporn und Auftrag zugleich sein, diesen Weg weiter zu beschreiten – nur dann kann man Wagenknechts französisches Vorbild entkrampft beobachten und Lehren ziehen.

Ähnlich wie beim Front National liegt beim Front de Gauche eine Weltanschauung zugrunde, für deren Verbreitung man »popular« im Sinne von volksnah und einen Stil der Auseinandersetzung mit den politischen Gegnern wählt, bei der »Volk« offensiv gegen eine volksferne »Elite« kontrastiert wird; es ist dies die »Brechtstange des Populismus« (Bernd Stegemann). Publikumswirksam, unter Anrufung eines allgemeinen Willens, ruft Mélenchon »Platz dem Volk!«, schwärmt »Es lebe das französische Volk!« und fordert »Übernehmt die Macht!«. Die Betonung eines »Wir« gegen die »Anderen« ist jeder Mélenchon-Agenda inhärent, wobei, ähnlich zu Marine Le Pen, die Anderen durch die Macht des Geldes, die Macht Brüssels verkörpert werden – vor allem aber durch »die Deutschen« als Negativentität. Mélenchons Linkspopulismus ist ohne antideutsche Narrative, die teilweise auf die *Grande Guerre* 1914/18 und die alte französische Rechte zurückgehen, nicht denkbar. Er steht fest in dieser Traditionslinie.

Bei soviel Themen- und Begriffskongruenz zwischen Rechts- und Linkspopulisten in Frankreich, die zusammen 40 Prozent der Stimmen in der ersten Runde der Präsidentschaftswahl 2017 gewannen, liegt es nahe, daß Persönlichkeiten aus dem Establishment Kritik üben. Didier Eribon etwa monierte in einem Essay, wie gefährlich der Diskurs à la Mélenchon ist, weil er so nahe an demjenigen Le Pens sei. Eribon warnte vor der Frontstellung »Volk« gegen »Elite«; man bringe »damit Begriffe oder, besser, Affekte in Umlauf, die man nur mit größter Vorsicht verwenden sollte, weil sie sich ganz schnell mit Bedeutungen aufladen lassen, die man vermeiden wollte«.

Der Fall Mélenchon spricht für Alain de Benoists Populismustheorie: In diesen zeitgenössischen Konstellationen endet die klassische politische »Gesäßgeographie«, zumindest hier heißt es: rechts und links, *c'est fini*, das war einmal. Denn die von Benoist in Frankreich (wie von Stegemann

»Auch die Linken fallen noch immer auf den Zirkelschluss der postmodernen Freiheit herein: Das Kapital arbeitet an der Verflüssigung aller Verhältnisse, um möglichst ungehindert Zugang zu Märkten und Ressourcen zu haben, und zugleich entsteht die Globalisierung als ein Projekt des grenzenlosen Kapitals.«

Bernd Stegemann: *Das Gespenst des Populismus*, S. 115.

»Wenn ich höre, wie Jean-Luc Mélenchon auf Veranstaltungen, bei denen die französische Fahne geschwenkt wird, die Nation verklärt und von einem »großen mächtigen Land« spricht, das »seinen Platz in der Welt« wieder finden soll, dann wird mir ziemlich unwohl. Das sind gefährliche Phantasmen, mit denen man die nationalistischen Leidenschaften eher befeuert, als sie zu bekämpfen. Diese Art des Linkspopulismus muss man unbedingt zurückweisen.«

Didier Eribon: »Ein neuer Geist von '68«, in: FAZ vom 18. April 2017.

und Wagenknecht in Deutschland) diagnostizierte Revolte des Volkes gegen die herrschende politische Klasse, als Revolte der Gemeinschaftsbefürworter gegen die liberale Hegemonie, als Revolte der Globalisierungskritiker gegen die »Globalisten« – sie findet sich in der französischen Praxis bei Le Pen und bei Mélenchon.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten können in Frankreich wie in Deutschland, im Fall der »linken Sammlungsbewegung« ohne Namen und der »rechten Sammlungsbewegung« namens AfD (und Sammlungs-, d.h. Vereinigungsbewegung muß sie für ihr volles Kraftvolumen auch bleiben), entscheidende Unterschiede diagnostiziert werden, von denen einer durchschlagend ist. Es ist die Lücke eines jeden linken Populismus, und der Grund dafür, daß entsprechend auch jedes linkspopuläre Bauwerk auf wankendem, weil unvollständigem Fundament beruht.

Diese (erste) Lücke läßt sich einprägsam anhand zweier intellektueller Köpfe zeigen, und zwar an der Theoretikerin des Linkspopulismus Chantal Mouffe (vgl. *Sezession* 79) und am neurechten Denker Alain de Benoist. Dessen Populismustheorie ist zwar mit Mouffe teilweise kongruent. Doch der einschneidende Unterschied zwischen Benoist und linksorientierten Populisten ist, daß Benoist davon ausgeht, daß dem »rechten« Modell der direkteren Demokratie (anstelle der jetzigen, repräsentativ-liberalen) immanent ist, was Mouffe und Co. leugnen: die »Existenz eines relativ homogenen Volkes«, »das sich dessen bewußt ist, was es eigentlich ist«, wie Benoist in seiner Schrift *Demokratie* konkludiert. Diametral entgegengesetzt plädiert Mouffe dafür, »jede Idee eines ›Volkes‹ als bereits gegeben und mit einer substantiellen Identität ausgestattet in Frage (zu) stellen«. Mouffe (und Mélenchon, aber auch viele weitere linke Protagonisten; Wagenknecht muß ihren Standpunkt noch klären) sehen das »Volk« als *Work-in-progress*, in dem sich unterschiedlichste Menschen in gemeinsamen gesellschaftlichen Kämpfen gegen eine volksferne Kaste wenden. Benoist weist demgegenüber darauf hin, daß es von Geburt an ein »Schon-Vorhandenes« gebe, »einen Hintergrund, der den Rahmen bildet für die Konstruktion des Selbst« – eben ein Volk nicht nur im Sinne von *Demos*, sondern auch, aber wiederum nicht ausschließlich, im Sinne von *Ethnos*.

Das trifft einen Kern der Unterscheidung zwischen Nationalstaatsbefürwortern von links und rechts: Die Linke, auch ihre populistische Ausprägung von Mélenchon bis Wagenknecht, dürfte an ihrem Anspruch scheitern, eine positive Große (Gegen-)Erzählung zum wirkmächtigen Prinzip des Neoliberalismus auf die Beine zu stellen, weil sie nicht weiß, was ein »Volk« überhaupt ausmacht. Dies liegt auch daran, daß die Linke nicht vom Renegaten Henning Eichberg lernen wollte, wonach das »Volkliche« ein »Basisphänomen« ist, von dem sich die weiteren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Problemfelder ableiten bzw. worauf sie sich zumindest reziprok beziehen. Das heißt auch: »volkliche Entfremdung und Identität« (Eichberg) sind konstituierend; ein Leugnen des Begriffspaares verursacht *eo ipso* Folgefehler beim theoretischen Zugriff auf ein »Volk« und, konsequenterweise, auf jede Form des sich wiederum darauf beziehenden »Populismus«.

»Links« bleibt es daher nebulös, wer das Subjekt sein soll, das gegen »die Elite« kontrastiert wird und für welches man eine positive Zukunftsperspektive erarbeiten könnte. Wenigstens damit bleibt sich die Linke über Jahrhunderte treu: Schon im »Vormärz« – d.h. in den Jahren vor 1848/49 – war die Frage, die Wilhelm Weitling und andere Frühsozialisten umtrieb, jene nach Freund und Feind, jene »nach dem eigentlichen ›wir‹ in der Revolution«, wie sich bei Patrick Eiden-Offe nachlesen läßt.

Diese Frage stellt sich heute mehr denn je: angesichts der Zuspitzung des linken Volks-»Diskurses« (»Denn ›das Volk‹ existiert nicht«, meint nicht nur der politische Philosoph Jacques Rancière) und angesichts mil-



© Wolkenkratzer, CC BY-SA 3.0, commons.wikimedia.org

lionenfacher Zuwanderung nach Westeuropa. Doch sind diese Neuankömmlinge nun, wie beispielsweise Alexander Neu (MdB, Die Linke) andeutete, »migrierende Billigarbeiter fürs Kapital«, sind sie also lediglich fremdgesteuerte Objekte der globalisierten kapitalistischen Produktionsweise, die sie als Verschiebemasse verbucht? Oder sind sie doch das neue revolutionäre Subjekt, mit denen gemeinsam die autochthonen unteren Klassen ein neues »Volk« gegen »die da oben« bilden werden, im Kampf gegen Kapital und Ausbeutung, wie es sich zahllose linke Theoretiker und Praktiker wünschen? Denn wenn Linkspopulismus »die Revolte derjenigen, die vom herrschenden Diskurs ausgeschlossen sind«, bedeu-



tet, wie Bernd Stegemann es formuliert, bleibt der in Frage kommende Personenkreis reichlich diffus – und wäre, davon abgesehen, wohl *sensu strictu* ein dezidiert rechter (Stegemann et al. können ihre Ideen nämlich in *Mainstream*-Blättern positionieren).

Diese substantielle Unklarheit läßt sich nicht durch akademische Debatten oder geistige Konstruktionen gemeinsam kämpfender »subalternen« Klassen lösen; zudem wird der linke Populismus à la Wagenknecht durch die linken Anti-Populisten an seiner potentiellen Entfaltung gehindert, indem er in die »Querfront«-Ecke gestellt wird. Daß insbesondere Sahra Wagenknechts Standpunkte in den letzten Jahren tatsächlich eine Entwicklung genommen haben, im Zuge derer sich Positionen aus ihrem Umfeld und dem neurechten annähern, ist evident – daß sie nicht an Rancières Mythos des nicht-existenten Volkes glaubt, ist zumindest anzunehmen. Es geht nun aber nicht darum, eine »Querfront« mit linken Theoretikern zu forcieren, die sich vom volksfernen Diskurs ihres Milieus emanzipieren.

Eine soziale Neue Rechte, die als »links« wahrgenommene Themenfelder für sich (neu) entdeckt und zeitgemäß-progressiv in ihre Weltanschauung einarbeitet, und die nie aufhört, theoretisch und praktisch zu lernen, sich stetig zu verbessern und zu korrigieren, ist aufgrund des spezifisch rechten, skeptisch-realistischen Menschenbilds inhaltlich *a priori*

»Findest du also nichts hier auf den Gängen, öffne die Türen, findest du nichts hinter diesen Türen, gibt es neue Stockwerke, findest du oben nichts, es ist keine Not, schwinde dich neue Treppen hinauf. Solange du nicht zu steigen aufhörst, hören die Stufen nicht auf, unter deinen steigenden Füßen wachsen sie aufwärts.«

Franz Kafka: Fürsprecher, in: *Sämtliche Erzählungen*, Frankfurt a.M. 1988, S. 323.

»Wenn man so tut, als gäbe es keine kulturellen Identitäten, macht man sich etwas vor. Ich finde, es ist ein Riesenfortschritt, dass viele Menschen sich heute nicht nur als Deutsche, Franzosen oder Spanier, sondern auch als Europäer fühlen. Das gab es vor hundert Jahren nicht. Trotzdem gehören das eigene Land und auch die Heimatregion für die meisten zur Identität. [...] Beispielsweise hat es die Sprache Goethes und Thomas Manns nicht verdient, im anglistischen Neusprech unterzugehen. [...] Es gibt vielfältige kulturelle Einflüsse, die einen Menschen prägen und dazu führen, dass er sich in einem bestimmten Umfeld zu Hause fühlt. [...] Auch deshalb kritisieren wir – Achtung, urlinke Forderung – den entfesselten Kapitalismus, der Traditionen und Bindungen zerstört, indem er die Menschen zwingt, ständig den Arbeitsplätzen hinterherzuziehen. Oder denken Sie an die Konzerne, die unsere Innenstädte uniformieren. Wo früher der originale kleine Laden stand, steht heute die Starbucks-Filiale.«

Sahra Wagenknecht: »Da entsteht etwas Neues und Grosses«, in: NZZ vom 16. Juni 2018.

»Demokratie lebt nur in Räumen, die für die Menschen überschaubar sind. Nur dort hat der Demos eine Chance, mit politischen Entscheidungsträgern auch in Kontakt zu kommen, sie zu beaufsichtigen und zu kontrollieren. Je größer, inhomogener und unübersichtlicher eine politische Einheit ist, desto weniger funktioniert das. Kommen dann noch Unterschiede in Sprachen und Kulturen hinzu, ist es ein aussichtsloses Unterfangen.«

Sahra Wagenknecht: *Reichtum ohne Gier*, S. 23.

stärker als es im Deutschland des Jahres 2018 jeder theoretisch mögliche linke Akteur wäre. Es ist dies eine selbstbewusste und aufgrund des Drucks der Verhältnisse naheliegende These, die, vom metapolitischen Feld ins parteipolitische transferiert, ebenso für die Situation der AfD im Hinblick auf eine eventuelle »Liste Wagenknecht« als Wahlkonkurrenz gälte.

Indes: Mit Anhängern von rechts hat Wagenknecht, so ihre Aussage im NZZ-Gespräch, nichts zu schaffen. Marc Felix Serrao, der das Gespräch führte, bemerkt desungeachtet die großen Übereinstimmungen zwischen ihr und einigen Neuen Rechten (obschon er eine falsche Schlußfolgerung zieht). Serrao verweist dabei auf »eine Reihe Leute« in »rechtsintellektuellen Kreisen«, die Wagenknecht schätzen würden: »Die verstehen sich selbst als linke Nationalisten und träumen von einer ›Querfront‹.« Wagenknecht kontert, daß sie mit jemandem, der »Nationalismus predigt«, nichts zu tun haben wolle. Ihre apodiktische Aussage wird um so verständlicher, wenn man sich vor Augen hält, was sie unter »Nationalismus« zu verstehen meint. »Nationalismus bedeutet«, definiert Wagenknecht, »dass sich Menschen einbilden, sie seien aufgrund ihrer Nationalität etwas Besseres, dass andere Kulturen abgewertet werden«. Dieser »Nationalismus«, der letztlich nichts anderes als Nationalchauvinismus meint, wird aber auch rechts, im Umfeld der *Sezession*, abgelehnt.

Wagenknecht könnte das wissen, wenn es stimmt, was im *Tagesspiegel* zu lesen war, nämlich daß sie selbst »mittlerweile eine gute Kennerin der neurechten Bewegung« geworden sei; »sie hat sich eingelesen«. Womöglich weiß sie es aufgrund dieser Lektüre auch. Räumt Wagenknecht aber nun ein, daß auch der Chauvinismusvorwurf (wohl ihre Kernvorhaltung gegenüber der Neuen Rechten) fällt – was würde sie in aktuellen Fragen von ihr noch trennen, nachdem sie sich u.a. positiv auf Gemeinschaft, Identität, Demokratie in Vertrauensräumen, Solidarität und die Wahrung »kultureller Eigenständigkeit« bezog, während sie sich gegen offene Grenzen und die fortschreitende Angloamerikanisierung deutscher Sprache und Kultur positionierte?

Wagenknecht muß also, um im linken Resonanzraum noch satisfaktionsfähig zu bleiben, antifaschistische *Buzzwords* verwenden. Das dürfte aber jene Klientel abschrecken, die sie für ihr Projekt als Wähler zu gewinnen versucht. Gemeint sind etwa Protestwähler, die in Scharen zur AfD überliefen, weil ihnen die Mischung aus sozial- und rechtspopulistischen Fragmenten zusagte. Nur diese, die AfD vorzugsweise im Osten stützende Schicht, könnte von Wagenknecht angesprochen werden; denn daß die urban-kosmopolitische Wählerschaft von SPD, Grünen und bisheriger Linkspartei eine Liste Wagenknecht (unter welchem Namen auch immer) goutieren würde, glaubt wohl auch im optimistischen Team Sahra niemand.

Wagenknechts Nationalismus-Äußerung, mit der sie nicht nur Nationalisten, sondern Rechte unisono auf Abstand halten möchte, zeigt aber, daß sie nicht nur weit entfernt von Corbyn, Sanders und Mélenchon steht, was die aktivistische Basis, ohne die jedes Vorhaben scheitern muß, anbelangt, sondern auch, was die Vordenker des Linkspopulismus betrifft.

Mit Chantal Mouffe könnte Wagenknecht theoretisch erkennen (und der von Mouffe beratene Mélenchon wendet es so in der Praxis an), daß »Nationalismus« als die politiktheoretische Fixierung auf die Nation als politisches Handlungsobjekt ein »leerer Signifikant« ist. Das heißt in diesem konkreten Beispiel: Nationalismus kann reaktionär und revolutionär, ethnoidentitär und multikulturell, liberal und antiliberal, bürgerlich und antibürgerlich, links und rechts (usf.) aufgeladen werden, was immer auch davon abhängt, wer die Deutungshoheit über die Begriffe und ihre Implikationen behaupten kann.

Wagenknecht ist realistisch genug, um sich daran zu halten und die bundesdeutsche Situation einzubeziehen. Ihre Nationalismus-Schelte ist nicht als stringenter Vorwurf zu deuten, sondern als Beleg für die Defensivposition ihrer selbst sowie ihrer Weggefährten. Die entscheidenden Lehren des ideenpolitischen Linkspopulismus, deren Anwendung Wagenknechts Mannschaft helfen würde, kann sie gar nicht adaptieren, ohne Exklusionsmechanismen in der hypermoralischen Linken, die sie umgibt, auszulösen. Und wenn Wagenknecht von gemeinsamer, also kollektiver »Kultur« und »Identität« jenseits liberaler Individualverheißungen spricht, kann sie sich noch nicht einmal offen auf Terry Eagleton beziehen. »Die

meisten Formen kollektiver Identität«, so der britische marxistische Literaturwissenschaftler, »beruhen auf dem Ausschluss anderer, manchmal notwendigerweise.« Koppelt man diese Erkenntnis mit Eagletons Einschätzung, wonach es nicht »im mindesten irrational« sei, »gelegentlich Furcht vor dem anderen zu haben«, weil man womöglich zuerst feststellen müsse, »ob seine Absichten freundlich oder feindlich« seien, während nur »sentimentale Schwärmer meinen, man müsse Fremde immer in die Arme schließen«, wird man nicht umhin können, zu sagen: Wagenknecht kann bereits diese Hürde nicht nehmen, wenn sie den besonders schmalen Grat des Gerade-noch-Denkbaren innerhalb der bundesdeutschen Linken nicht umgehend strauchelnd verlassen möchte.

Das Unverzichtbare am wirkungsvollen Populismus (ob links- oder rechtsgepolt) ist ein mobilisierendes Element – der Umriß eines »Anderen«, eines konkreten Gegners –, und darauf aufgrund interner wie externer Faktoren zu verzichten, verkörpert neben dem fehlenden Volksbegriff die zweite große Lücke Wagenknechtscher Bemühung, die sich dadurch als aussichtslos erweisen muß.

Man kann von »rechts« folglich das gesamte Vorhaben Wagenknechts und ihrer Partner, die Linke vor dem neoliberalen Sumpf der »Mitte« und dem antinationalen Habitus des »eigenen Lager« zu retten, entkrampft bewerten:

- ♦ realpolitisch, weil ein eventuelles Antreten einer Liste Wagenknecht keine »französischen« Folgen hätte. Die AfD hätte – bei fortwährender sozialprogrammatischer Schärfung – keine herben Verluste zu fürchten, zumal Wagenknechts Formation gegen die Platzhirsche SPD, Linke und Grüne antreten müßte;
- ♦ metapolitisch, weil Wagenknecht und ihre Mitstreiter mit jedem Versuch, ideenpolitisch voranzukommen, einen Schritt näher in unsere Richtung gehen (müssen). Mit jedem dieser Schritte aber werden die vernunftorientierten Linken sukzessive die konzeptlose Verengung des ideenpolitisch Sag- und Tragbaren (vgl. *Querfront*) innerhalb ihres Politikosmos spüren und neue Anfeindungen erfahren.

Denn es ist nicht auszuschließen, daß die Spirale der innerlinken Anti-Wagenknecht-Agitation im Zuge der Konkretisierung des Vorhabens und weiteren Verstößen gegen antifaschistische Verhaltensgebote in offene Abneigung und Haß umschlägt, ja daß die Köpfe der anvisierten linken Sammlungsbewegung aus der politischen Linken flüchten müssen. Erst dann werden die Karten wirklich neu gemischt.

Dabei haben Stegemann und Wagenknecht Recht: Das »Zeitalter des Populismus« als Protestbewegung gegen Kapital und Establishment ist gekommen. Und zwar ist das die Zeit eines solchen Populismus, der – gemäß der beiden entscheidenden Pole Sicherheit und Identität – rückgebunden ist an gemeinschaftliche und solidarische Paradigmen.

Doch wenige linksorientierte Persönlichkeiten sind alleine in einem Feld, in dem die »verweltbürgerlichte Linke« (Wolfgang Streeck) diese Stunde des Populismus aus ideologischen wie moralischen Motiven heraus unbeachtet verstreichen lassen möchte. Diese depravierte Form der Linken hat nicht nur reale Probleme »sozialer Klassen« zugunsten identitätspolitischer Nischen aufgegeben, wie es der Soziologe Christian Baron in seiner Streitschrift über den grundsätzlichen Wandel seines politischen Milieus so subjektiv wie plastisch dargestellt hat, sondern schlichtweg vergessen respektive geleugnet, daß es Völker gibt.

Wagenknecht, Stegemann und Co. werden daher von der absoluten Mehrheit ihres Milieus aus ideologischer Überzeugung im Stich gelassen werden: Die politische Praxis der deutschen Linken war noch nie so geistlos wie 2018, der soziale und politische Kampf ist jenseits einzelner intellektueller Leuchttürme, denen es freilich an »Bewegung« mangelt, überwiegend auf Antifa-Niveau gesunken. »Um kämpfen zu können«, wußte noch Friedrich Engels, »muß man erst einen Boden haben, Luft, Licht und Ellenbogenraum. Sonst bleibt alles Geschwätz.« Es wird sich zeigen, ob die neue linke Sammlungsbewegung das Potential und die Kraft dazu hat, sich gegen auftretende Widerstände Boden, Luft, Licht und vor allem Ellenbogenraum zu verschaffen. Wenn ihr dies nicht gelingt, heißt es endgültig: Deutsche Linke, *c'est fini*. ■

»Mobilisierung erfordert Politisierung, aber Politisierung kann es nicht ohne konfliktvolle Darstellung der Welt mit gegnerischen Lagern geben, mit denen die Menschen sich identifizieren können.«

Chantal Mouffe: *Über das Politische*, S. 35.

Literaturhinweise:

Christian Baron: *Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten*, Berlin 2016;

Alain de Benoist: *Demokratie. Das Problem*, Tübingen 1986;

Alain de Benoist: *Le moment populiste*, Paris 2017;

Terry Eagleton: *Kultur*, Berlin 2017;

Henning Eichberg: *Die Geschichte macht Sprünge. Fragen und Fragmente*, Koblenz 1996;

Patrick Eiden-Offe: *Die Poesie der Klasse. Roman-tischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*, Berlin 2017;

Friedrich Engels: Brief an Karl Kautsky in Zürich, London, 7. Februar 1882, in: *Marx-Engels Werke (MEW)*, Bd. 35, Berlin-Ost 1985;

Benedikt Kaiser: *Querfront*, Schnellroda 2017;

Armin Lehmann: »Linke Dialektik gegen rechte Parolen«, in: *Der Tagesspiegel* vom 6. Juni 2018;

Chantal Mouffe: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, 5. Aufl., Frankfurt a. M. 2015;

Chantal Mouffe: *Das demokratische Paradox*, 2. Aufl., Wien 2015;

Jacques Rancière: »Der unauffindbare Populismus«, in: Alain Badiou (u. a.): *Was ist ein Volk?*, Hamburg 2017, S. 97–101;

Bernd Stegemann: *Das Gespenst des Populismus. Ein Essay zur politischen Dramaturgie*, 2. Aufl., Berlin 2017;

Sahra Wagenknecht (im Gespräch mit Marc Felix Serrao): »Da entsteht etwas Neues und Grosses«, in: *NZZ*, Internationale Ausgabe, vom 16. Juni 2018.

Die Selbsterdrosselung

von Götz Kubitschek

In etlichen Gesprächen mit linken, linksliberalen, teils sehr gebildeten, teils geistig offenen Publizisten und Kulturmenschen hörten wir immer wieder dieselbe Begründung: daß man, wenn man könnte, wie man wollte, längst mit uns spräche, um das Notwendige, den fehlenden Part ganz selbstverständlich aufzunehmen, von uns zu übernehmen, zu kapern, um »die Lücke« in der eigenen Theorie und Weltwahrnehmung auszufüllen und die offensichtlichen blinden Flecken zu beseitigen: die Nation, das Eigene, die Begrenzung, das Organische, die Differenz, die Hierarchie, die Unfertigkeit. Als wir dann jüngst in München in die großbürgerliche Wohnung eines linken Theoretikers eingeladen wurden, weil er sich mit uns in der Öffentlichkeit nicht zeigen dürfe; als wir dort in dieser Wohnung auf und neben feinstem Jugendstil Platz nahmen und eines der klügsten Gespräche seit Jahren führten; als wir auf dem chaotischen Intellektuellenschreibtisch vor allem unsere eigene Verlagsproduktion, daneben aber auch Böckelmann, Sarrazin, Klonovsky und Krüger liegen sahen und mitgeteilt bekamen, daß dies in den Seminaren mit den Studenten zu lesen vollkommen, wirklich vollkommen ausgeschlossen sei; als wir dann aufbrachen und an der Tür, noch nach dem Abschied, den Satz nachgeflüstert bekamen, dieses Gespräch sei »zwar interessanter gewesen als jedes andere in diesem Jahr«, aber es habe »nie stattgefunden«, da wußten wir: Diese Linke, dieses intellektuelle Milieu hat sich auf eine Art und Weise selbst gefesselt, eingeschnürt, verschnürt, die Schlinge ums Gehirn gelegt, daß nur noch ein Weniges zur »Selbsterdrosselung« fehlt.



Wenn wir über die »Selbsterdrosselung« der Linken sprechen, müssen wir mit dem Oktober letzten Jahres beginnen, genauer gesagt: mit der Buchmesse in Frankfurt, deren Berichterstattung der von mir und Ellen Kositzka geführte Verlag Antaios dominierte. Über die Dramaturgie dieser Tage wird an anderer Stelle zu berichten sein. Interessant für das Thema »Selbsterdrosselung« ist allein die punktgenaue Plazierung zweier Bücher aus zwei Verlagen für diese Messe sowie der Vorlauf zweier weiterer Titel, die der Auseinandersetzung erst den Weg bahnten und den dramatischen Knoten schürzten:

Ohne Rolf Peter Sieferles *Finis Germania* aus unserem Verlag und der Untersuchung *Die Angstmacher* (Aufbau) aus der Feder des linken Publizisten Thomas Wagner (Aufbau) wäre die Aufregung nicht halb so groß und die Erwartungshaltung des verstörten Feuilletons nicht so indifferent (und damit halbgeöffnet) gewesen. Der Sieferle-Skandal, in dessen Zentrum das schmale *Finis Germania* stand (Band 50 der *reihe kaplaken*), führte im Juni und Juli des vergangenen Jahres zur Exekution einer

»Kositzka: Wissen die, wer du bist?

Lehnert: Na, ich sag denen, was ich mache. Ich sag nicht, paß auf, ich bin ein Rechter!

Kositzka: Du hast nicht die Ahnung, daß die googlen?

Lehnert: Können sie ja machen. Dann würden sie mich ansprechen oder eben nicht mehr mit mir reden. Das sind die zwei Möglichkeiten.«

aus *Tristesse Droite*, Schnellroda 2015.

Literatur-Bestenliste, die der NDR und die *Süddeutsche Zeitung* jahrelang mit Erfolg und Binnenreputation geführt hatten. Er beschädigte weiterhin die *Spiegel*-Bestsellerliste, aus der *Finis Germania* trotz glänzender Absatzzahlen gestrichen wurde.

Im Kielwasser einer verschämten Diskussion über die Souveränität der Agierenden (»Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet« – Carl Schmitt) kamen Thesen von Thomas Wagner zum Tragen, der als linker Publizist das getan hatte, was in unserer Republik ständig für selbstverständlich erklärt, selbstverständlich aber nie ernstgenommen wird: daß miteinander zu reden sei. Wagner hatte Lichtmesz und Sellner, Stein und Kaiser, Kositzka und mich, Eichberg und Rabehl, Böckelmann und Maschke aufgesucht und in langen, gut vorbereiteten Gesprächen zu Herkunft, Lesebiographie, Denkschule, Vorbildern, *Drive* und Skrupel, Grenze und Provokation, Prognosen, Alternativen und Kontakten befragt. Das Ergebnis war ein Buch, das uns als Gesprächspartner nicht vorführte, sondern vorstellte und uns dadurch etwas vom Nimbus des unbekannten Unberechenbaren (und damit vom unheimlich Interessanten) nahm – ein Vorgang, den wir selbst als die Entzauberung des Scheinriesens beschrieben und für völlig normal erachteten: Man kann nicht ständig und wiederholt schockierend präsent sein – man ist irgendwann einfach präsent, und wenn dieser Normalisierungsvorgang lange genug dauert, ist diese Präsenz etwas, das niemanden mehr über die Maßen interessiert.

Erst auf dieser Grundlage des vorbildlichen Zuhörens konnte dann schließlich das Autorentrio Per Leo, Volker Steinbeis und Daniel-Pascal Zorn die Schrift *Mit Rechten reden* (Klett-Cotta) als Buch zur Stunde plazieren – der Titel wurde zu einer der stehenden Wendungen der verrückten Frankfurter Tage. Und wiederum unser Verlag konterte diesen Aufschlag und legte *Mit Linken leben* von Martin Lichtmesz und Caroline Sommerfeld vor. Das Buch kam nach einem Parforceritt tatsächlich am Tag vor der Messe gerade noch rechtzeitig aus der Druckerei.

Die Feuilletondiskussion über den richtigen Umgang mit uns als einem geradezu übermächtigen Phänomen, das keiner so recht auf der Karte hatte, lief während der Buchmesse auf dieses halb durchgerungene, halb wagemutige »mit Rechten reden« zu. Das Autorentrio selbst suchte in Person Per Leos an unserem Verlagsstand das Scheinwerferlicht, und später saßen wir im Klett-Cotta-Stand, als sei daran nichts außergewöhnlich oder anstößig. Getuschel, Handyphotos – aber es wirkte so, als sei die erste große, öffentliche Diskussion über die Frage, ob mit uns zu reden sei, tatsächlich mit unserer Beteiligung geplant. Dennoch blieben die Pressetermine oberflächlich und eindimensional. Der Höllenbetrieb am Stand konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß nicht mit uns, sondern über uns geredet wurde, daß die Fragen vorgestanzte und plakativ gestellt wurden und an »der anderen Sicht der Dinge« im Grunde kein Interesse bestand. Festgefahren die Erzählmuster, die Attribute; omnipräsent das Pflichtgefühl des »Wehret den Anfängen«; spürbar die Suche nach einem Hebel, nach einer Möglichkeit, sich nicht mit dem beschäftigen zu müssen, was jenseits der schieren Provokation inhaltlich durch unseren Verlag vorgelegt wurde.

Das Ergebnis ist bekannt: Es kam nicht zu den gerade von uns erhofften Normalisierungsgesprächen, und zwar nicht, weil wir eine zu hohe Hürde gesetzt oder auf Bedingungen bestanden hätten, die frech oder höhnisch oder unangemessen gewesen wären. Es kam zu diesen öffentlichen Auseinandersetzungen nicht, denn diejenigen, die solche Ideen vorantrieben, wurden von ihren eigenen »Communities«, ihren Freundeskreisen und Resonanzräumen auf eine Art beschimpft, angefeindet, entfremdet, vor das geistige Tribunal gezerrt, daß ihnen nach kurzer Abwägung von Gewinn und Verlust und einer intensiven Durchmusterung der Folterwerkzeuge die Entscheidung nicht schwerfiel: Sie legten sich ihre Fesseln wieder an.



Wir sollten uns das Bewegungsprofil des überforderten, linksliberalen Feuilletons in den Monaten vor, während und nach der Messe (also: bis heute) wie das eines DDR-Flüchtlings vorstellen, der auf allen Vieren durch einen Tunnel in die Freiheit kriecht und noch in derselben Nacht

»Die Strategie der alten Linken bestand darin, den Gegner zu bekämpfen und sich dabei seine Stärke anzueignen. Und genau das machte sie ideologisch stark. Die neue Linke konnte dagegen nur noch Nein zu ihren Feinden sagen.«

Leo, Steinbeis, Zorn: *Mit Rechten reden*, Stuttgart 2017.

denselben Weg zurück nimmt, weil er sich der Unbegrenztheit und einem Leben ohne die alten Freunde nicht gewachsen fühlt. Wir sollten das zur Kenntnis nehmen. Wir sollten das akzeptieren.



Auch der Verleger des Lit-Verlages, Wilhelm Hopf, ist zurückgekrochen, oder sollten wir besser sagen: zurückgeholt worden? Jedenfalls hat er im April seine Unterschrift unter die »Erklärung 2018« zurückgezogen, die im März dieses Jahres für Furore sorgte, obwohl sie nur aus zwei recht banalen Sätzen bestand. Aber es sammelte sich eben doch hinter diesen Sätzen das, was man sehr vorsichtig zum bürgerlichen »Gegenmilieu von rechts« rechnen könnte.

Natürlich mußte Hopf für die Öffentlichkeit nach seinem Rückzieher behaupten, er sei im April klüger als im März gewesen und habe zu spät erkannt, daß er mit den falschen Leuten im selben Boot sitze. Aber diese Erklärung ist ähnlich viel wert wie die beruhigende Telephonauskunft einer Geisel, die während des Gesprächs in die Mündung einer Pistole blickt. Im Falle Hopfs war es seine *Homezone* aus Autoren, Lektoren und Kunden, die ihn zurückpiff.

Wir müssen uns diesen Vorgang als zugleich verzweifelten und alternativlosen Stabilisierungsversuch vorstellen. Die Panik vor abweichenden Meinungen, Stellungnahmen, Diskussionsbeiträgen, Wahlentscheidungen und Gesprächsangeboten ist unter den Linken und ihren bevorzugten Berufsgruppen mittlerweile so groß, daß sie sich vor alledem abzuschotten versuchen wie vor einem Infektionsherd. Man glaubt dort wirklich an die Notwendigkeit der Disziplinierung von Abtrünnigen und kennt ihre stabilisierende, erzieherische Wirkung.

Wird jemand wie der Verleger Hopf zurückgepiffen, ist das ein Hexenprozeß auf zivilgesellschaftlicher Ebene. Das Ergebnis der peinlichen Befragung steht fest, bevor die erste Frage gestellt wurde. Die richtigen Antworten sind Phrasen, die jeder ohne nachzudenken wiederholen kann, wenn er in Ruhe gelassen werden und bis auf weiteres zu den Dazugehörigen gerechnet werden will. Der Soziologe Arnold Gehlen hätte dies als Entlastungsfunktion mittels institutionalisiertem Antworten beschrieben: Überraschungslosigkeit sorgt für Stabilität. Der gefesselte Mensch ist der verfügbare, der erdrosselte ist still. Woran ließ sich Hopf ketten?



Bis es soweit kommt, müssen Krankheitsbilder durchschritten werden, die der Betroffene selbst allerdings (und leider!) für notwendige Maßnahmen hält. Wir wollen diesen Vorgang »moralische Selbstoptimierung« nennen, oder noch etwas vorbewußter: »moralische Selbstverzauberung«, und rufen in Erinnerung, daß dies nur andere Begriffe für eine intellektuelle Selbsterdrosselung sind. Die Luft wird schrittweise knapper:

Zunächst wird »die andere Meinung« nicht mehr sachlich, sondern entlang der Kategorien »gut« und »böse« bewertet, wobei »gut« der linken, »böse« der rechten Seite des Meinungsspektrums zugewiesen wird. Wer jetzt noch sprechen will, spricht nicht mehr mit dem Anderen, sondern mit dem bösen Anderen. Rechtfertigen muß sich ab sofort, wer dennoch den Dialog sucht. Rechtfertigen muß sich aber auch, wer diese Kategorisierung grundsätzlich in Frage stellt. Und rechtfertigen muß sich recht bald auch jener, der Verständnis dafür hat, daß es Leute gibt, die noch immer mit dem bösen Anderen in den Dialog treten möchten. Daß auch diejenigen Schuld an der Aufweichung der moralischen Front tragen, die den Dialogbesessenen aus den eigenen Reihen nicht denunzieren, nicht verstoßen, nicht bloßstellen und nicht ächten wollen, ist nur konsequent. Denn selbst eine Nicht-Beteiligung an der wilden Jagd auf diejenigen, die eine Auseinandersetzungssperre für falsch halten, gilt mittlerweile als brennendes »Ja« zum Dialog, zum Feind selbst, und »den Feind zu lesen« ist aus der Sicht der moralisch Selbstverzauberten zweifellos eine Einstiegsdroge, von der aus ohne Entzugskur und Selbstkritik eine alternativlose Bahn zur verheerenden Wahlentscheidung führt. ... am Rande des Parteitags der Linken hat sich eine offene Sieferle-Szene gebildet ...

»Mit wachsendem Befremden beobachten wir, wie Deutschland durch die illegale Masseneinwanderung beschädigt wird. Wir solidarisieren uns mit denjenigen, die friedlich dafür demonstrieren, dass die rechtsstaatliche Ordnung an den Grenzen unseres Landes wiederhergestellt wird.«

Erklärung 2018, Donnerstag, 15. März 2018



Wir haben uns in Cottbus einen Vortrag angehört. Die Philosophin Angelika Seewald sprach in der »Mühle« über das Thema »Warum wir demonstrieren«. Eingeladen hatte das Bündnis »Zukunft Heimat«, das seit zwei Jahren Demonstrationen für einen Politikwechsel organisiert und Tausende Bürger auf die Straße bringt. Seit Ende Juni hat dieses Bündnis nun ein Ladenlokal direkt hinter dem Altmarkt in Cottbus – die »Mühle« eben, und mit Christoph Bernd ist da jemand an der Arbeit, der die Struktur, das Netzwerk und die inhaltliche Arbeit in Südbrandenburg schrittweise ausbaut. Die Antifa war auch schon da, man erkennt den Treffpunkt nun an der gesprenkelten Fassade. Angelika Seewald korrigierte in ihrem Vortrag die Erwartungshaltung: Keine Regierung werde durch Demonstrationen gestürzt, der Sinn liege ein paar Stufen darunter: sich sammeln, einander kennenlernen, sich vernetzen, eine Gegenstimme laut werden lassen, ganz persönlich Mut fassen und der Tatenlosigkeit entkommen. »Wir demonstrieren nicht zuletzt für uns selbst!« Das klingt so banal und ist doch fürs Ich in unserer Zeit ein revolutionärer Schritt, den eine ZuhörerIn geradezu dramatisch faßte: »Es war, als hätte ich die Wasseroberfläche erreicht und könnte endlich wieder Luft holen.«

So ist es. Und derweil erdrosselt sich die Linke selbst. ■

Jan Matejko, »Stanczyk«,
1862



Sparta wird Söhne brauchen Eine Konservativenbeschimpfung

von Till-Lucas Wessels

»Ihr seid die junge Garde der konservativen Konterrevolution!«, rief der brandenburgische AfD-Landesvorsitzende Andreas Kalbitz am 17. Februar in die biergewärmten Gesichter von gut 360 Teilnehmern des Bundeskongresses der Jungen Alternative im hessischen Büdingen. Nun ist Kalbitz einer, dem dieser Artikel gerade nicht gewidmet ist (man höre sich mal seine Rede an, die er dieses Jahr auf der Winterakademie des *Instituts für Staatspolitik* hielt). Und genau deshalb gehe ich davon aus, daß er seine Äußerung in Büdingen als Vorwurf und als verzweifelte Herausforderung gemeint hat.

Sie trifft nämlich genau ins Schwarze. Was sich an diesem Wochenende in der Nähe von Frankfurt traf, war in der Tat jung, konservativ und konterrevolutionär. Aber das Ziel des »Konters« war nicht gleich klar: Ging es gegen die 68er-Revolution, die an diesem Wochenende unentwegt geschmäht wurde? Oder zog die Junge Alternative unbewußt gegen etwas zu Felde, das zum Kernbestand unserer Weltanschauung gehört? Wer Kalbitz genau zugehört hat, ahnt: Ja, die JA-Revoltete richtete sich gegen die Konservative Revolution.

Erste kurze Rekapitulation: Konservative Revolution, was war das nochmal? Ein paar wildgepflückte Stichworte mögen genügen: Reichsidee, Antiliberalismus, Nationalbolschewismus, Querfront statt Bürgertum, Elite, Jungkonservative, die Suche nach einem neuen Mythos, Verachtung des Egalitarismus, Stauffenberg.

Zweite kurze Rekapitulation: Konservative Revolution, was bedeutete das für die Neue Rechte? Nicht weniger als das Leben, will ich sagen. Oder weniger pathetisch: Die Konservative Revolution ist die Geburtsstunde unserer Denkschule und unseres Milieus. Es war die Wiederentdeckung der Ideen ihrer Autoren, die eine wirksame rechte Metapolitik jenseits des Nationalsozialismus überhaupt erst ermöglichte.

Dritte kurze Rekapitulation: Neue Rechte, was heißt das für uns? Nun, eigentlich ist das eine Fremdzuschreibung, vor allem aber eine Anerkennung unserer politischen Authentizität. Wer »Neue Rechte« sagt, und ist er auch unser ärgster Widersacher, der belohnt Jahre erfolgreicher Theoriearbeit in Deutschland, Frankreich und Italien, indem er eingesteht: Das ist etwas anderes, so etwas hat es bisher nicht gegeben, es hat eine Geschichte, ja, aber es ist neu.

Was also hat nun die Junge Alternative mit alldem zu tun? Gar nichts. Und genau das ist das Problem. Denn was die JA als destillierte Parteiformation darstellt, findet sich nur wenig verdünnt auch in vielen anderen Organisationen unseres Lagers. Es ist ein Vorgang, der seit geraumer Zeit zu Recht als »Selbstverharmlosung« beschrieben wurde, ohne daß man recht begriffen hat, wieviel Wahrheit in diesem Wort steckt. Als wir vor der Selbstverharmlosung warnten, meinten wir früher nur den mangelnden Biß der Begriffe, die allesregierende Angst vor der zu großen Provo-

»Die patriotischen Verbände wuchsen wie Pilze aus der Erde. In ihnen sammelten sich die Gläubigen der aufgestörten Schichten. Es war dasselbe Gemisch der Meinungen und der Menschen überall. Was immer an Fetzen und Bruchstücken vergangener Werte und Ideologien, Bekenntnissen und Gefühlen aus dem Schiffbruch gerettet wurde, mengte sich mit den zugkräftigen Parolen und Halbwahrheiten des Tages, mit verquollenen Einsichten und echter Witterung zu einem stetig kreisenden Knäuel, aus dem der Faden sich spann, von tausend geschäftigen Händen gezogen und gewoben zu einem Teppich von verwirrender Bunte.«

Ernst von Salomon: *Die Geächteten*, Berlin 1930, S. 244f.

kation, die Selbstunterwerfung unter die kommunikativen Spielregeln des Establishments. Kurzum: Wir kritisierten das Ausarten der Mimikry, die uns von den Linken stets vorgeworfen wurde.

Inzwischen ist der Widerstand eine Generation älter geworden und wir müssen mit Erschrecken feststellen: Ein Großteil dieser Generation meint das alles ernst. Es sind junge Menschen, die nicht aktiv geworden sind, weil sie Alain de Benoist, Ernst Jünger, oder Julius Evola gelesen haben, sondern den Newsfeed der AfD oder den von *Compact*. Ihr Sehnstsort ist nicht Hyperborea, das Imperium Romanum oder die Heilige Stadt, sondern die Bundesrepublik vor der Flüchtlingskrise (abzüglich einiger Ausländer und sozialdemokratischer Zugeständnisse) oder vielleicht sogar die wilhelminische Kaiserzeit.

Das klingt jetzt wie Gemecker aus dem Elfenbeinturm, aber es sollte klar sein, daß es hier nicht vordergründig darum geht, wer welchen Orchideendenker gelesen hat und wer nicht. Es braucht nicht jeder über Zukunftskonzepte für eine künftige Ordnung Europas, über die Neustrukturierung unserer Gesellschaft durch die Digitalisierung oder über eine rechte Antwort auf die soziale Frage diskutieren. Aber es gibt Menschen unter uns, die das machen müssen. Und wenn diese Menschen in ein paar Jahren bis ins Vieraugen-Gespräch hinein nicht über den theoretischen Gehalt einer PEGIDA-Rede hinauskommen, dann haben wir ein Problem.

Die Folge ist eine sich bereits abzeichnende, ungesunde Gemengelage, in der diejenigen, die über die bloße Selbstverwaltung des Untergangs hinausdenken, ihre politische Theorie von ihren Handlungen abkoppeln und mit ihren Aktionen die Logik des Status Quo bedienen, während sie daheim ihr jeweils persönliches Faible pflegen, ohne es jemals an der Realität messen zu müssen. Daraus ergibt sich nicht nur die Gefahr aus Resignation geborener exotischer Extremismen, sondern vor allem eine Vereinheitlichung und Selbstbeschneidung der internen Debatte, die in letzter Instanz zum tragischen Spiegelbild der bundesdeutschen Willkommenskultur wird. Ich will von den Besuchern einer IfS-Akademie in Schnellroda keine Wutbürgerpropaganda über vergewaltigende Flüchtlingshorden oder die Politik von Angela Merkel hören. Wer ohne profunde Kenntnis der derzeitigen Lage zu einer solchen Veranstaltung kommt und eine Einweisung in den tagespolitischen Wasserstand erwartet, hat dort ohnehin nichts verloren.

In der linksradikalen Hausbesetzerszene kursiert seit einiger Zeit der Begriff der »Freiraumfalle«, der eine Entwicklung beschreibt, die man andernorts vielleicht als »Vereinsmeierei« bezeichnen würde. Gemeint ist in beiden Fällen die aktivistische Beschränkung auf die Verwaltung eines erkämpften Freiraumes, die mit einer gesamtgesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit einhergeht. In diese Falle läuft der grundsätzlich ausgerichtete Teil des Widerstandsmilieus dieser Tage geradewegs hinein, und ich brauche nicht zu erwähnen, daß die ohne Zweifel notwendigen vorhandenen Strukturen ein Teil dieser Falle sind. Die Gewißheit, jeden Montag in Dresden für ein paar Stunden die Straße für sich zu haben, das beruhigende Gefühl, daß es jetzt endlich eine »echte Opposition« im Parlament gibt, die das Schiff schon schaukeln wird, und die allmonatliche Großaktion der Identitären Bewegung reichen aus, um ein enormes Maß an politischem Gestaltungswillen einzuhegen. Diese Pause sei dem Montagsdemonstranten gegönnt, sie sei gegönnt dem AfD-Wähler, der eine Familie zu ernähren hat – und denjenigen ohnehin, die nicht müde werden, jahrzehntealte rechte Gemeinplätze täglich aufs neue in den digitalen Orkus zu blasen und dabei so zu tun, als handele es sich um bahnbrechende Erkenntnisse.

Für diejenigen jedoch, die den Anspruch haben, als politische Subjekte in die Zukunft zu wirken, ist diese Endstation fatal: »Wir wollen keinen Stehplatz im Salon, sondern das Ende der Party« – dieser Satz ist für die Neue Rechte programmatisch geworden. Er ist die Scheidelinie, die den Neurechten vom Konservativen trennt, und das ist heute wichtiger als jemals zuvor. Mit diesem Anspruch geht die Pflicht einher, die rechten, die richtigen Antworten auf die Fragen der Zukunft parat zu haben, wenn sie die Zeit an uns stellt.

Nun liegt es in der Natur der Sache, daß diese Antworten auf die Fragen des dritten Jahrtausends nicht von denjenigen kommen können, die sich im bierseligen 1848er-Ghetto der nationalfreiheitlichen Konsensgemeinde versammelt haben. Was uns aber momentan allenthalben be-

»Die andere ins Auge stechende Reaktion auf die Sinn- und Freiheitsverluste der Modernisierung kommt von den Protest- und Rückzugsbewegungen. Sie verteidigen alte Stadtviertel, zelten vor Raketenstützpunkten, kämpfen um die Rettung von Naturschutzgebieten. Aber [...] [diese] ›neuen sozialen Bewegungen‹ [sind] defensiv: Sie wollen nicht neue Territorien erobern, sondern alte verteidigen. Ihre Losung lautet: eindämmen. Ihr Kampf richtete sich auf Verteidigung der Alltagspraxis gegen einen gefräßigen und gewaltsamen Rationalisierungsprozeß.«

Peter Glotz: *Manifest für eine Neue Europäische Linke*, Berlin 1985, S. 67f.

gegnet, ist eine Jugend, die so zu werden droht wie ihre Großeltern, die in den Brauhäusern, Bibliotheken und Kneipsälen saßen, als vor ihren Fenstern die 68er die logische Konsequenz aus der Reeducation und dem Einrosten der wissenschaftlichen Strukturen zogen. Es ist die ewige Sehnsucht des Konservativen nach Heimat und Ordnung, die sie in die Arme der Schützenvereine, Parteien und Stammtische treibt, um dort erfüllt von einer fast erotischen Wollust ihre Geschäftsordnungsanträge zu stellen. Wir erleben heute mitten unter uns die letzten Reproduktionszuckungen eines abgewirtschafteten Bildungsbürgertums, dem eigentlich nichts außer Bürokratie und Verwaltung geblieben ist – beides Gebiete, in denen sich der Konservative noch so richtig verwirklichen kann, weil die Linken viel zu faul dafür sind.



Das alles ist keinesfalls neu, aber es ist eine Roßkurdebatte, die alle paar Jahre neu geführt werden muß. Unangenehm berührt stellen wir also fest, daß die Neue Rechte, zumindest so, wie sie uns heute begegnet, zwar sehr erfolgreich darin war, den ungemütlicheren Teil des vergangenen Jahrhunderts inhaltlich aufzuarbeiten, sich aber bisher darum gedrückt hat, sich der bequemerer Hälfte zu stellen.

Das Resultat: Der Spießbürger, der alte Feind kehrt wieder. Diesmal belastet er uns jedoch nicht mit seinem Ostgebietefimmel und historischer Opferzahlenklauberei, sondern mit der bräsigen Besserwisserei des Klassensprechertums, das angekommen ist, bevor die Reise überhaupt begonnen hat. Dazu gesellen sich die klassischen Begleiterscheinungen: Ungelenke Enthemmung und Verbalradikalismus, wenn es darum geht mit dem politischen Gegner aufzuräumen, kontrastieren mit einer Harmlosigkeit im Denken, die längst seehofersche Züge angenommen hat. Wer die AfD für zu handzahn, ideenlos und liberal hält, der kann sich ja mal ein paar von den Vorstellungsreden der verschiedenen Vorstandskandidaten der Jungen Alternative auf YouTube ansehen.

Mit politischem Gestaltungswillen hat das alles nichts mehr zu tun. Auf theoretischer Ebene ist es ein dramatischer Rückschritt hinter die Erkenntnisse und Ansätze der Konservativen Revolution und der Nouvelle Droite, auf praktischer Ebene ist es ein lächelndes Abtreten aus dem Kreis der Verantwortlichen in die Masse derer, die gezogen werden möch-

»Ein pfiffiger junger Mann, der sich im Leben eingerichtet hat, bietet einen der erbärmlichsten Anblicke, den man zu sehen bekommen kann.«

Nicolás Gómez Dávila:
Notas – Unzeitgemäße Gedanken, Berlin 2006,
S. 306.

ten. Wir wissen, daß dieser Menschenschlag sehr gut geeignet ist, zum Steigbügelhalter des Totalitarismus zu werden, weil er im Zweifelsfall die Rendite wählt und nicht die Aktentasche. Ob er dabei zum willfähigen Koalitionspartner wird oder als wirkungslose Opposition im inhaltlich ausgesaugten Vakuum seines Freiraumes den Dienst versieht, das ist nebensächlich.

Man verstehe mich indes nicht falsch: Ich denke nicht, daß der Nachwuchs an jungen Kameraden, der in den letzten drei Jahren von der politischen Debatte in die Burschenschaften, IB-Gruppen, JA-Verbände und soweit gelockt wurde, grundsätzlich schlechtere charakterliche Qualitäten mitbringt als diejenigen, die sich dort schon vor dem Durchbruch rechter Weltanschauungen in die mediale Öffentlichkeit versammelten. Allerdings verfügten diese Gruppen bis zum *patriotic turn* zwangsläufig über interne Ausbildungs- und Auslesemechanismen, sei es der höhere Repressionsdruck von außen, die dünne Personaldecke, die dazu führte, daß jeder Aktive gleichzeitig Intellektueller, Medienprofi und Saalschützer sein mußte, oder die schlichte Tatsache, daß es nahezu unmöglich war, mit rechter Politik Geld zu verdienen.

Spätestens mit dem Einzug der AfD in den Bundestag hat sich besonders dieser letzte Punkt erledigt. Heute gilt: Wer rechts ist, lesen und schreiben kann und einen Job sucht, der findet in der Regel auch einen. Das hängt weniger mit sinistren Seilschaften zusammen, die irgendwann in düsteren Burschenkellern zum Klang von Preußens Gloria mit bundesbrüderlichem Blut besiegelt wurden als mit dem enormen Personalbedarf, den ein solcher umfassender und anhaltender parlamentarischer Erfolg mit sich bringt. Zwar ist die Fluktuation in den zu besetzenden Stellen teilweise recht groß, aber für den geneigten jungen Konservativen stellt das keine große Herausforderung dar: Irgendwo gibt es bestimmt einen Landesverband, oder einen Abgeordneten, der gerade wieder jemanden braucht.

Was macht das mit jungen 18-, 19-, 22-jährigen Rechten: sich politisch in einer Umgebung wiederzufinden, in dem die riesige Finanzpumpe AfD eigentlich jeden mit einer Stelle versorgen könnte, von der er zumindest leben kann? Vor allem aber: Was macht das mit unserem Milieu? Am Anfang, als die ersten Landtagswahlen gewonnen wurden, hatte man den Eindruck, daß sich hier ein nachhaltiger Generationenvertrag verwirklicht: Die jungen Aktivisten und ihre Organisationen bilden die Leute aus, nehmen sich den nötigen dynamischen Aktionsraum, um Schüler und Studenten weltanschaulich und charakterlich reifen zu lassen, und können sich mit Ende Zwanzig darauf verlassen, daß es *zur Not* ein infrastrukturelles Rettungsnetz gibt, das sie solidarisch auffängt, nachdem sie ihre Zeit, ihre Gesundheit und die Chance auf ein bürgerliches Leben unter dem Radarschirm für die Sache geopfert haben. Nun hat sich aber dieses Rettungsnetz mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit über die Neue Rechte gelegt und droht sie mit all den Charakterkorrosionen an Niedrigkeit, Durchschnittlichkeit und Gemeinheit zu verkleben, die das Geld dort verbreitet, wo sich der Idealismus mit ihm einläßt. Die Dankbarkeit, ohne Angst vor dem finanziellen Ruin politischen Aktivismus betreiben zu können, wird so rasch zur Anspruchshaltung auf eine Beschäftigung, die Arbeit in parlamentarischen Ausschüssen, die eigentlich eine unserer schärfsten Waffen gegen die Etablierten ist, wird zum bloßen Job, der nur noch dem Lebensunterhalt oder schlimmer: dem eigenen Karriereerfolg dient.

Doch damit nicht genug: Weil der parlamentarische Hunger nach Schlipsträgern nach wie vor ungestillt ist, wenden sich die findigen Vermittler und Kuppler immer jüngeren Aktivisten zu, um sie so schnell wie möglich zu »amthorisieren« (um auf den jüngsten CDU-Pinsel im Bundestag anzuspielen) und in die eigene Arbeitsweise einzupassen.

Das alles ist ein Spiel auf Zeit, es ist das überhastete Aufbauen der Fassade auf einem Fundament, das noch gar nicht richtig ausgehärtet ist und von welchem zudem dauernd Baustoff abgetragen wird, um die Außenwände noch höher zu türmen. Implodieren wird dieses Bauwerk spätestens dann, wenn die ersten Generationenwechsel anstehen, wenn diejenigen in Partei und Bewegung, die teilweise seit frühester Jugend ihre Lebenszeit für ihr Ideal eingesetzt haben, Platz machen für diejenigen, für die ein paar Tage Urlaub bloß einen Krankenschein entfernt sind.

Von den zwei skizzierten Hauptproblemen (der Abwanderung fähiger Aktivisten mit Temperaturerhöhung in die klimatisierte Sterilität

der Abgeordnetenbüros und der weltanschaulichen Verbürgerlichung des Milieus) halte ich letzteres für das dramatischere, weil es mit dem ersten in einer katalysierenden Wechselwirkung steht. Denn: Unser ganzes politisches Handeln – egal ob es von einem Sellnerschen Optimismus geprägt ist, oder von Spenglers Legionärsethos – muß am Ende darauf ausgerichtet sein zu siegen. Es ist kein Hobby, keine Arbeit und kein Job, sondern die Antwort auf die Frage »Und Du?«, die das Schicksal uns gestellt hat. Aus diesem Grund müssen wir in allem, was wir tun, besser sein als unsere Gegner, und wir dürfen uns nicht davor fürchten, tatsächlich zu gewinnen.

Das Ziel unseres Weges ist hoffentlich nichts anderes als die politische Macht; gegenüber denen, die uns vorangegangen sind, gegenüber denen, über die wir diese Macht ausüben werden und gegenüber den Generationen, die mit den Folgen unserer Machtausübung leben werden, ist es unsere Verantwortung, dieser Macht gewachsen zu sein, so gut es eben möglich ist. Die charakterliche Eignung für den Umgang mit dieser Verantwortung, die notwendige (Aus-)Bildung, und die Treue zur eigenen Überzeugung bei gleichzeitiger Bereitschaft zu konstruktiver Selbstkritik – alles das sind Dinge, die in den Parlamenten und Parteien nicht gelehrt werden.

Was also wäre der logische Schritt für eine progressive Neue Rechte, die bereit ist, sich ihrer Verantwortung im weltanschaulichen Mosaik zu stellen? Theoretisch gesprochen gilt es, dem Elitengedanken, der einer der Grundpfeiler rechter Weltanschauung ist, zu seinem Recht zu verhelfen. Dabei geht es vor allem um die stetige Selbstvergewisserung des eigenen Anspruchs und nicht um Selbstgerechtigkeit und Standesdünkel. Auf praktischer Ebene wird die Neue Rechte nicht darum herumkommen, mittelfristig professionelle, nachhaltige und institutionalisierte Ausbildungsangebote zu schaffen, die sicherstellen, daß diejenigen, denen die Arbeit in Ausschüssen und Gremien nicht genügt, einen Anknüpfungspunkt finden, von dem aus sie wachsen können. Der maßgebliche Schritt an dieser Stelle muß meines Erachtens die Erweiterung der *inklusive* und inzwischen tendenziell auf Konsum ausgerichteten Vernetzungsveranstaltungen (Großakademien des IfS, Aktivistenwochenenden der IB, etc.) um *exklusive* Ausbildungsveranstaltungen sein, die die fachlichen Kompetenzen fördern, charakterliche Exzellenz fordern und dazu das praktisch-technische Wissen vermitteln, das nötig ist, um den Tiger der Postmoderne zu reiten. Eine solche Veranstaltung kann vom Lesekreis bis zum Seminarwochenende reichen. Sie kann aber auch Sprungbrett sein zu etwas Größerem, einer mutigen und dreisten Vision: einer rechten Schulungsanstalt irgendwo zwischen Platons Akademie und spartanischer Agoge, die denjenigen, die bereit sind, ein Jahr ihres Lebens zu investieren, eine professionelle Kaderausbildung gibt.

Dieser Aufsatz ist nicht gedacht für diejenigen, die in ihm beleidigt werden. Er ist auch nicht gedacht für die Maulhelden und Durchgeknallten, die ihn für einen Aufruf halten, endlich wieder die bösen Lieder, Parolen und Uniformen auszupacken, um den Liberalinskis eins auszuwischen. Weder ist er adressiert an die Rechtsextremismusexperten oder den Verfassungsschutz, deren Analysen sich von denen der erwähnten Durchgeknallten nur unwesentlich unterscheiden werden, noch an diejenigen, die sich in jüngerem Anarchismus durch die Götterdämmerung schmökern.

Er ist gedacht für die intellektuelle, ihrer historischen Verantwortung bewußte Neue Rechte, die sich durch die Ereignisse der letzten Jahre in die Realpolitik gezwungen sieht und nun zwischen Tagesgeschäft, Strukturaufbau und Bedeutungsschwund neben der übermächtigen Partei auf dem langsam zusammenwachsenden Organigramm ihren Platz sucht.

Die Mosaikrechte, die potentiell fruchtbarste außerparlamentarische Kraft unserer Zeit, ist kein fauler Kompromiß und kein Einheitsbrei, sie ist ein metapolitisches Myzel unterschiedlicher Akteure, die in ihr um die Deutungshoheit konkurrieren. Sie soll verwirklichen, was uns die Linken einst versprochen haben: argumentative und analytische Vielfalt als Stärke, Fairneß in der inhaltlichen Auseinandersetzung und unbedingte Solidarität im Angesicht des Feindes. Genau aus diesem Grund müssen wir dafür sorgen, daß die Mosaikrechte nicht zu einer Großen Koalition wird. ■

»Die Karikatur des revolutionären Geistes ist in Programmatik, Einstellungen und Aktionen der Feind der Revolution. Es sind vor allem die jungen Geister, die sich vor ihm in Acht nehmen müssen. Sich eine Fantasie-Uniform auszu-denken, Sektiererei mit Unnachgiebigkeit zu verwechseln und grundlose Gewalt zu bejahen, sind Praktiken, die auf nichts andrem als Infantilismus beruhen.«

Dominique Venner: *Für eine positive Kritik*, Dresden 2017, S. 66.

Die Zerstörung kultureller Identität im Namen der »Diversität«

von Michael Wiesberg

Ende 1992 veröffentlichte der damalige *Zeit*-Redakteur Dieter E. Zimmer einen Artikel, in dem er über die »sinnlose Erweiterung des Kulturbegriffs« nachdachte. Der bezeichnende Titel dieses Artikels lautet: »Kultur ist alles. Alles ist Kultur«.

Zimmer führte diese Erweiterung auf den »antibürgerlichen« und »antielitären« Impuls zurück, der die 68er-Bewegung bestimmte. Hinter der Dehnung des Kulturbegriffes steckten indes nicht nur antibürgerliche Ressentiments, sondern auch handfeste finanzielle Interessen. Warum, so die Frage der »anarchofidelen Erst-Jugend um 1968« (Botho Strauß), sollten nur die etablierten Kulturinstitutionen (Opern, Theater, Museen etc.) »Staatsknete« erhalten und nicht auch die »Subkultur« unterhalb dessen, was in bürgerlichen Kreisen als Ausdruck von Kultur galt? »Subkultur«, das waren damals zum Beispiel die freie Theaterszene (auch »Off-Theater« genannt), Musikkapellen, die in Garagen oder stillgelegten Fabriken probten oder auch der »Malkindergarten in der alten Backstube«, wie Zimmer schreibt.

Tatsächlich regnet seit 1968 mehr und mehr »Staatsknete« über derartigen Projekten ab, mit der Folge, daß der Kulturbegriff bis heute immer weiter gedehnt wurde. Was als Versuch begann, für die eigene Klientel Fördermittel einzuwerben, hat mittlerweile eine ganz eigene Dynamik angenommen. Im Zuge dieser Dehnung des Kulturbegriffes ist es nämlich zu einem dialektischen Umschlag gekommen; mittlerweile bedient sich der deutsche Staat der ganzen bunten Vielfalt der von ihm ausgebauten kulturellen Landschaft, um seine ganz eigenen Projekte zu fördern. Kultur wird immer mehr Mittel zum Zweck, was zur Folge hat, daß künstlerisch-qualitative Maßstäbe kaum mehr eine Bedeutung haben. Vielmehr ist die transportierte Botschaft das Ziel: Kultur sei, so steht es auf den Netzseiten der Bundesregierung unter »Kultureller Bildung und Integration« (Stand März 2018) zu lesen, »ein Integrationsmotor, die Teilhabe an Kunst und Kultur wichtiger Baustein einer zeitgemäßen Einwanderungsgesellschaft«. »Kulturelle Integration« sei als »Kern- und Querschnittsaufgabe in der Organisationsstruktur« der vom Bund »geförderten Kultureinrichtungen zu verankern«. Ein »Netzwerk Kulturelle Bildung und Integration« soll die »Diversitätsentwicklung in Kunst- und Kulturinstitutionen« vorantreiben.

Mit anderen Worten: Der Staat formatiert die Kultur und ihre Träger mit seinen Förderprogrammen nach seinen Interessen. Das wird in dem Kapitel »Kultur« des weithin ungelesenen, desungeachtet aber weiterhin gültigen »Nationalen Aktionsplans Integration« (Stand Dezember 2011), der »grand strategy« der Umformung Deutschlands in ein Eldorado der »Diversität«, auch unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. »Kunst und Kultur«, so steht hier zu lesen, »bieten besondere Chancen zur Integration«; die »interkulturelle Öffnung« sei eine »gesamtgesellschaftliche

»Wenn jedes Sozialverhalten irgendwie ›Kultur‹ ist, dann gibt es in der Tat kein Halten mehr; dann gibt es keinen Grund, nicht auch von einer ›Zuhälterkultur‹ oder einer ›Steuerhinterziehungskultur‹ zu sprechen.«

Dieter E. Zimmer: »Kultur ist alles. Alles ist Kultur«

»Über Zielvereinbarungen mit freien Kultureinrichtungen wird die Öffnung gegenüber Migrantinnen und Migranten vorangetrieben (Beispiele: Berlin, Niedersachsen). Gegenüber den Leitungen von Landeskultureinrichtungen werden interkulturelle Öffnung und Diversity-Management eingefordert, bei der Umsetzung erhalten sie Unterstützung.«

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung/ Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.): *Nationaler Aktionsplan Integration. Zusammenhalt stärken – Teilhabe verwirklichen*, Dezember 2011, S. 465.

Aufgabe«. Die »Kulturpolitik der Länder« sei »bereits heute konsequent international ausgerichtet«. Die »Internationalisierung« sei ein wichtiger, »wenn auch nicht ausreichende[r] Baustein auch für die interkulturelle Öffnung der Kultur«. Mit welchem Nachdruck hier vorgegangen wird, zeigen Passagen wie die folgende: »Über Zielvereinbarungen mit freien Kultureinrichtungen wird die Öffnung gegenüber Migrantinnen und Migranten vorangetrieben ... Gegenüber den Leitungen von Landeskultureinrichtungen werden interkulturelle Öffnung und Diversity-Management eingefordert, bei der Umsetzung erhalten sie Unterstützung.« Um ein »gesellschaftliches Mainstreaming des Themas Diversity« herbeizuführen, »müssen Modellprojekte« auch »außerhalb ihrer Nischen Aufmerksamkeit und damit Relevanz erlangen«. Auch Kultureinrichtungen wie beispielsweise Museen sind gehalten, »die Geschichte von Migration und Integration darzustellen und einem breiten Publikum zugänglich zu machen«.

Den autochthonen Deutschen soll dieser Prozeß der kulturellen Reeducation als Zugewinn von »kulturellem Kapital durch Migration« schmackhaft gemacht werden. Diese Auskünfte finden sich auf den Netzseiten von »Kulturelle Bildung online«, die unter anderem durch das Bundesministerium für Forschung und Bildung gefördert werden. Dort wird im Zusammenhang mit dem »I. InterKulturBarometer – Zentrale Ergebnisse zum Thema Kunst, Kultur und Migration« hervorgehoben, daß Migration in den letzten Jahrzehnten dazu beigetragen habe, den »Kulturbegriff in Deutschland« zu erweitern. Migrationsgruppen verträten »einen breiteren Kulturbegriff, der zum Beispiel das menschliche Miteinander und das Alltagsleben« mit einbeziehe. Noch sei es nicht gelungen, so wird mit Blick auf die Ergebnisse des »I. InterKulturBarometers« bedauernd festgestellt, einen kulturellen »Kapitaltransfer« des erweiterten kulturellen Interessensspektrums der migrantischen Bevölkerungsgruppen aus nichteuropäischen Herkunftsländern auf weitere Teile der deutschstämmigen Bevölkerung zu übertragen«. Mit anderen Worten: Es bedarf weiterer energischer Maßnahmen, damit sich die Deutschen den Verheißungen einer »diversitären Kultur« öffnen.

Schon 1992 konstatierte Dieter E. Zimmer, daß mit Blick auf den Kulturbegriff »die Dämme gebrochen« seien und wir uns mitten in einer »Inflation der Kulturen« wiederfänden. Was diese »Inflation« an Desorientierung auslöst, machte die ehemalige Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, Aydan Özoguz, deutlich, die behauptete, daß eine »spezifisch deutsche Kultur« »schlicht nicht identifizierbar« sei. Özoguz hat den Deutschen mit dieser Äußerung abgesprochen, ihr Gemeinwesen über Jahrhunderte hinweg in einer unverwechselbaren Art und Weise geprägt zu haben. Es spricht für sich, daß Özoguz dennoch als Mitverfasserin der 15 Thesen der »Initiative kulturelle Integration« genannt wird. Das Projekt, das auf eine Anregung verschiedener Bundesministerien, der Kulturstaatsministerin Grütters und der damaligen Integrationsbeauftragten Özoguz zurückgeht, will aufzeigen, welchen Beitrag Kultur zur Integration leisten kann. Diese »15 Thesen« machen vor allem eines deutlich: Nachdem der Kulturbegriff bis zur Unkenntlichkeit ge- bzw. zerdehnt und dekonstruiert worden ist, kann er nun um so bequemer für die Diversitätspropaganda instrumentalisiert werden.

Die Durchsetzung von »Diversität« ist vor allem ein Projekt der europäischen Eliten. Mit dem Europamotto »In Vielfalt geeint« – die Anlehnung an den Wahlspruch der USA »E pluribus unum« (Aus vielen eines) ist offensichtlich – sollte zunächst über die Kultur der Verschiedenheit so etwas wie eine europäische Identität geschaffen werden. Mit der migrationspolitischen Aufladung von »Diversität« werden nun aber völlig andere Ziele verfolgt. »Diversity« ist ein Kampfbegriff der feministischen und antirassistischen Bürgerrechtsbewegungen der USA der 1960er Jahre, dessen Forderungen erst Eingang in die Regierungspolitik der USA fanden und dann in der EU kontextualisiert rezipiert wurden. Der Begriff steht für die Herstellung von Chancengleichheit von Gruppen, die sich aufgrund bestimmter Merkmale (Diversity-Kerndimensionen), wie Rasse, Geschlecht, Hautfarbe, nationale Herkunft, Alter, Behinderung oder Religion, benachteiligt fühlen. Die Diversity-Kerndimensionen haben im Jahr 2000 Eingang in die EU-Grundrechtecharta gefunden und gelten als »Querschnittsthema«. Damit erhält der Begriff Vielfalt eine ganz andere Prägung.

»Migration hat in den letzten Jahrzehnten mit dazu beigetragen, dass sich der Kulturbegriff in Deutschland geweitet hat. Wurde in der Vergangenheit in Deutschland traditionell ein Kulturbegriff gepflegt, der sich nahezu ausschließlich über die »Künste« definiert [...], vertreten vor allem Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund einen breiteren Kulturbegriff, der zum Beispiel das menschliche Miteinander und das Alltagsleben mit einbezieht. Auch jüngere Bevölkerungsgruppen ohne Migrationshintergrund erweitern zunehmend ihre Begriffsdefinition von Kultur auf ein breiteres Verständnis, das vor allem auch kulturelle Eigenarten unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen, kulturelle Diversität, umfaßt.«

Susanne Keuchel: *Das 1. InterKulturBarometer – Zentrale Ergebnisse zum Thema Kunst, Kultur und Migration*, Kulturelle Bildung Online (Erscheinungsjahr 2015, letzter Abruf: 5. Juli 2018).

»Deutschland muss einfach mal aufwachen. Es gab und gibt Migrant*innen, Leute mit Behinderung und queere Menschen. Doch die Theaterbühnen, besonders die Stadttheaterbühnen, zeigen ein Bild von der deutschen Gesellschaft als rein weiß, able-bodied [nichtbehindert, Anm. MW] und heterosexuell. Ich denke, es sollten vielleicht kulturpolitische Maßnahmen wie etwa eine Quote gesetzt werden. Ich habe gemischte Gefühle, was eine Quote angeht, doch letztens las ich, das [sic!] weiße, heterosexuelle, able-bodied Männer jahrhundertlang eine Quote von hundert Prozent hatten. Warum dann nicht eine Quote für Minderheiten, wenn sich seit Jahrzehnten kaum etwas ändert?«

Thao Nguyen: »Deutschland muss aufwachen!«, *Klwiit* (Kompetenzverbund Kulturelle Integration und Wissenstransfer), kulturoeffnet-welten.de, gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, vom 30. Mai 2018.



Der Ende 2008 verstorbene US-Politologe Samuel Huntington verstand unter Prägung die Gesamtheit der Werte, Einstellungen, Glaubensüberzeugungen und Orientierungen, die für eine Kultur und für das nationale Selbstverständnis konstitutiv sind und damit die entscheidende Quelle unseres Wohlstandes darstellen. Die allmähliche, staatlich betriebene Auflösung dessen, was an dieser Prägung spezifisch deutsch (oder auch europäisch) ist, soll hier zum Anlaß genommen werden, einen der zentralen Konfliktmomente der Gegenwart, nämlich die Auseinandersetzung um das Kulturverständnis und damit dessen, was kulturelle Identität im Kern ausmacht, in den Fokus der Betrachtung zu rücken.

Huntington wird in diesem Zusammenhang nicht ohne Grund zitiert. Er war es bekanntlich, der vor gut einem Vierteljahrhundert einen globalen Kampf der Kulturen prognostizierte: Die kulturellen Muster und die damit verbundenen Traditionen und Wertvorstellungen, mit denen sich der Westen, China, Rußland und die arabische Welt gegenüberstünden, würden in absehbarer Zeit in einen globalen Konflikt einmünden. Huntington hat in mancherlei Hinsicht gegenüber den Globalisierungsoptimisten vom Anfang der 1990er Jahre recht behalten. Allerdings hat er die Rolle, die Kultur in diesem Konflikt einnimmt, zunächst zu sehr auf einen »Kampf der Kulturen« verengt. Da zumindest mit Blick auf Europa oder die USA kaum mehr umrissen werden kann, was unter Kultur genau zu verstehen ist, geht es in dem globalen Konflikt um Kultur mittlerweile darum, wie Kultur zu definieren und was aus diesen Definitionen abzuleiten ist. Das hat Huntington gut zehn Jahre, nachdem sein Artikel »The Clash of civilisations?« in der Zeitschrift *Foreign Affairs* publiziert worden war, auch erkannt. In dem 2004 publizierten Buch *Who are we? Die Krise der amerikanischen Identität* konstatiert er unter anderem, daß im Zuge der Entstehung einer globalen Weltwirtschaft »viele Eliten supranationale Identitäten entwickelten und ihre nationale Identität« nur noch geringschätzten. Die »Theorien des Multikulturalismus« und die Idee, »daß Vielfalt und nicht Einheit oder Gemeinschaft der wichtigste Wert Amerikas sein sollte«, habe zur »Dekonstruktion« und »Fragmentierung der Identität« und zum »Aufstieg von subnationalen Identitäten« geführt. Harsch geht Huntington mit den Intellektuellen ins Gericht, die er mit Rückgriff auf Julien Bendas *La Trahison des clercs* (1927) wissen

»Der Multikulturalismus steht seinem Wesen nach in Opposition zur europäischen Zivilisation. Er ist, wie ein Wissenschaftler es formulierte, eine »Bewegung, die gegen die monokulturelle Hegemonie der eurozentrischen Werte ist, die allgemein zu einer Marginalisierung anderer ethnischer Werte geführt hat ...« Er ist also im Grunde eine antiwestliche Ideologie.«

Samuel Huntington: *Who are we? Die Krise der amerikanischen Identität*, Hamburg 2004, S. 218f.

läßt: »Der Verrat der heutigen Intellektuellen ist ein anderer. Sie geben die Verpflichtung gegenüber ihrer Nation und ihren Landsleuten auf und behaupten, es sei von moralisch höherem Wert, wenn man sich mit der Menschheit identifiziere.«

In Anschluß an Huntington sieht der Soziologe und Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz in seinem Buch *Die Gesellschaft der Singularitäten* (2017; siehe Kositz in *Sezession* 83, 2018) in diesem Prozeß »zwei Formen der Kulturalisierung am Werk«, nämlich eine kosmopolitisch ausgerichtete, die er »Hyperkultur« nennt, und eine »Modellierung von Kultur als historische Gemeinschaften«, die er als »Kulturessenzialismus« kennzeichnet. Mit Blick auf den »Kulturessenzialismus« identifiziert er verschiedene Spielarten, die vom Konzept der Identitätsgemeinschaft über den Fundamentalismus bis hin zum Nationalismus reichen. (En passant: In diesem Zusammenhang wird gern Johann Gottfried Herder zitiert, der die Vorstellung voneinander abgegrenzter, ethnisch und sozial homogener Kulturen vertreten hat. Allerdings findet sich, darauf wies zum Beispiel der Erziehungswissenschaftler Phillip Knobloch hin, bei Herder bereits die Denkfigur der »Auflösung der Kulturen« zugunsten einer »universalen Weltkultur«. Herder sah aber mit dieser Entwicklung die Geschichte an ihr Ende gekommen, weil kulturelle Besonderheiten verschwänden. Das sind grosso modo auch die Linien der Auseinandersetzung zwischen Francis Fukuyama und Samuel Huntington, für die die Stichworte »Ende der Geschichte« und »Kampf der Kulturen« stehen mögen.)

Laut Reckwitz hätten sich die Gesellschaften des Westens seit den 1980er Jahren »radikal kulturalisiert«; es habe sich das herausgebildet, was er als »Hyperkultur« bezeichnet. Die Hyperkultur habe sich »mit der Globalisierung verbreitet, im alten Westen und anderswo«. Neu ist diese Diagnose nicht; schon Hofmannsthal sprach von einem »System des kosmopolitischen Industrialismus«, der nach dem Ende des Ost-West-Antagonismus voll zur Entfaltung gekommen ist. Auch der Begriff »Hyperkultur« geht nicht auf Reckwitz zurück, sondern auf den Kulturwissenschaftler Byung-Chul Han, für den das »Hyper« für die heutige kulturelle Konstitution steht. Die Kulturen, so befindet Han, zwischen denen ein »Inter« oder »Trans« bestünde, würden im heideggerschen Sinne »ent-grenzt, ent-ortet, ent-fernt zur Hyperkultur«. Reckwitz' Darstellung dessen, was er unter Hyperkultur versteht, geht letztlich, was deren Konsequenzen angeht, in eine ähnliche Richtung. Leitbilder der Hyperkultur, so konkretisierte Reckwitz in einem Feature des Deutschlandfunks, seien Vielfalt und Kosmopolitismus. Eine Vielfalt von kulturellen Praktiken und Gütern spielt deshalb eine zentrale Rolle, weil sie zur »kulturellen Ressource« für die Selbstverwirklichung der kosmopolitisch gestimmten Träger der Hyperkultur werden kann. Hiermit ist ein zweites Kriterium der Hyperkultur genannt: Sie ist nicht nur kosmopolitisch ausgerichtet, sondern auch individualistisch. Die »Güter der kulturellen Märkte« würden als Fundus zur Entfaltung der individuellen Besonderheit angesehen. Entsprechend begrüßten die Träger der Hyperkultur die »globalen Ströme von Gütern, Ideen und Menschen«.

Als Antwort auf das »Kulturalisierungsregime« der kosmopolitischen Hyperkultur betont die von Reckwitz so bezeichnete »Internationale der Kulturessenzialisten« die kollektive Identität der Gemeinschaft. Kultur sei hier das, was eine Gemeinschaft zusammenhalte, was ihre gemeinsame Identität stifte. Das gehe aus der Sicht von Reckwitz nur, wenn man »strikte Grenzen« aufbaue. Dem »Innen der eigenen Kultur« werde ein »scheinbar unverbrüchlicher Wert zugeschrieben«. Die »imagined community«, die »vorgestellte Gemeinschaft«, wie der US-Politologe Benedict Anderson den Begriff Nation definierte, pflege ihr »Selbstbild«, ihre Geschichte und ihren moralischen Kodex«. Für die Kulturessenzialisten ist die eigene Kultur deshalb keine »Verhandlungssache«, sondern »unhintergebarer Ausgangspunkt«.

Dabei muß, will man der deutschen »Kulturessenz« gerecht werden, mit Blick auf deren Soziogenese auf die Besonderheit des Gegensatzes von Kultur und Zivilisation eingegangen werden. Dieser Gegensatz entstand, wie vor allem Norbert Elias in seinem Werk *Über den Prozeß der Zivilisation* (1939) ausführte, aus der Polemik der »deutschen, mittelständischen Intelligenzschicht« gegen die an französischen Leitbildern orientierten Aristokratie. Als »Zivilisation« wurde alles das gebrandmarkt, was

»Was passiert, wenn die Hyperkultur auf den Kulturessenzialismus trifft? Genau diese Begegnung findet in der Spätmoderne statt, und zwar in explosiver Form. Viele der aktuellen globalen Konflikte lassen sich als solche des Widerstreits zwischen diese [sic!] beiden Kulturalisierungsregimes entziffern. Dabei bieten sich von beiden Seiten aus gesehen – der Hyperkultur und dem Kulturessenzialismus – immer zwei Möglichkeiten, mit der jeweils anderen Seite umzugehen: eine Strategie der Koexistenz qua Verähnlichung und eine Strategie der Verwerfung als absoluter Gegner [...]. Verähnlichung heißt dabei: Man versucht, Phänomene des anderen Kulturregimes in die Perspektive des eigenen zu integrieren und somit im Sinne einer Koexistenz handhabbar zu machen. Verwerfung als absolute Gegner heißt: Man nimmt die radikale Andersheit des anderen Regimes wahr und dramatisiert das Verhältnis entsprechend in Form eines Freund-Feind-Schemas.«

Andreas Reckwitz: »Zwischen Hyperkultur und Kulturessenzialismus. Die Spätmoderne im Widerstreit zweier Kulturalisierungsregime«, *Bundeszentrale für politische Bildung*, bpd.de vom 16. Januar 2017.

»Es ist unmöglich, den Begriff der Kultur zu zitieren, ohne zugleich jene Bedeutung mitanzuführen, die von den Protagonisten dieser Strömung mit großem Erfolg verbreitet und schließlich auch von Autoren übernommen wurde, die fundamentalistischen Positionen so fernstehen wie etwa Norbert Elias. »Kultur« erscheint dieser Deutung zufolge zwar nicht schlechterdings, gleichwohl zumindest in der jüngeren Geschichte als eine spezifische Eigenschaft der Deutschen, die im Gegensatz zu der im Westen verbreiteten »Zivilisation« stehe.«

Stefan Breuer: *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*, Darmstadt 1996, S. 185.

Literaturhinweise

Clemens Albrecht: »Kultur und Zivilisation. Eine typisch deutsche Dichotomie?«, in: Wolfgang König/ Marlene Landsch (Hrsg.): *Kultur und Technik. Zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt*. Bd. *Kultur und Technik. Zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt*, Frankfurt a.M. 1993, S. 11–29;

Stefan Breuer: *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*, Darmstadt 1996;

Han Byung-Chul: *Hyperkulturalität: Kultur und Globalisierung*, Berlin 2005;

Norbert Elias: *Der Prozeß der Zivilisation*, 1. Kapitel, Frankfurt a.M. 1978;

Samuel Huntington: *Who are we? Die Krise der amerikanischen Identität*, Hamburg 2004;

Samuel Huntington/Lawrence E. Harrison (Hrsg.): *Streit um Werte. Wie Kulturen den Fortschritt prägen*, München 2004;

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung/ Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.): *Nationaler Aktionsplan Integration. Zusammenhalt stärken – Teilhabe verwirklichen*, Dezember 2011;

Andreas Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin 2017;

Ders.: *Hyperkultur versus Kulturessenzialismus – Der Kampf um das Kulturverständnis prägt zentrale Konflikte der Gegenwart*, Deutschlandfunk, Feature/Hörspiel/Hintergrund Kultur, Erstsendung: 30. April 2017;

Rolf Peter Sieferle: *Das Migrationsproblem: Über die Unvereinbarkeit von Sozialstaat und Masseneinwanderung*, Waltrop [u.a.] 2017

Ders.: »Deutschland, Schlaraffenland« oder: der Untergang Europas«, in: *Tumult*, Winter 2015/16, S. 23–28;

Dieter E. Zimmer: »Kultur ist alles. Alles ist Kultur«, in: *Die Zeit* vom 4. Dezember 1992.

die bürgerliche Intelligenz am Adel kritisierte, so unter anderem »Oberflächlichkeit«, »Falschheit« oder »äußere Höflichkeit«. Demgegenüber galten Grundhaltungen wie »wahre Tugend«, das Vollbringen kulturell bedeutsamer Leistungen oder die Bildung des einzelnen als Ausdruck von Kultur. Nach Elias entstand also das, was als Wertemuster der deutschen Nationalkultur ihr Gepräge gab, aus einem einzigartigen Engagement des deutschen Bürgertums heraus.

Auch wenn der Soziologe Stefan Breuer Elias in seiner Arbeit über den *Ästhetischen Fundamentalismus* vorgehalten hat, die um 1914 zur vollen Schärfe gekommene Kultur-Zivilisations-Antithese zu unkritisch auf frühere Zeiten projiziert zu haben, ist ihr Wert als Erklärungsmodell für die Herausbildung eines genuin deutschen Begriffes von Kultur unerläßlich. Dafür stehen wesentliche Protagonisten aus dem »Pantheon der deutschen Geistesgeschichte« (Clemens Albrecht) wie Kant, Schiller, Pestalozzi, Nietzsche, Wagner oder Thomas Mann. Der Bonner Soziologe Clemens Albrecht sieht in diesem Zusammenhang den Erfolg des herderschen Kulturbegriffes in der Haltung der deutschen Intelligenz gegenüber der Französischen Revolution begründet. Die anfängliche Begeisterung sei schnell in Abscheu vor dem »Tugendterror der Jakobiner« umgeschlagen. Diese Abscheu reichte deshalb tief, weil die Franzosen, die als zivilisiertestes Volk der Erde galten, dennoch nicht vor kollektivem Terror gefeit waren. Namentlich Kant leitete daraus ab, daß auch der »innere Mensch« durch Kultur »moralisiert« werden müsse, die »Zivilisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse« also nicht ausreiche. Herder schließlich bestimmte Kultur als Lebensweise von Völkern. Hier liegt nach Albrecht der Nukleus des »Kulturbegriffs in Deutschland«, der dann den zu diesem Zeitpunkt »imperial auftretenden Zivilisationsidealen« entgegengestellt wurde.

Diese Dichotomie ist, diese These sei hier vertreten, die Tiefendimension dessen, was Reckwitz soziologisch aufgedonnert als »Widerstreit zweier Kulturalisierungsregime« (Hyperkultur vs. Kulturessenzialismus) umschreibt. Ähnlich wie beim französischen Adel, der unter der Etikette »civilisation« mittels der »Verfeinerung grober Sitten« und »gesittetem Verhalten« die eigene Selbstvervollkommnung betrieb und glaubte, damit an der Spitze der zivilisierten Menschheit zu marschieren, so ist es heute das unter dem Signum der hyperkulturellen Leitbilder Kosmopolitismus und Diversität nach Selbstentfaltung strebende Individuum, das sich beliebig Kunst, Ernährung, Reisen, Bildung und Körperkultur zusammenstellt und damit glaubt, den »kulturellen Wert des Einzigartigen« zu erringen, wie Reckwitz schreibt. Demgegenüber halten die »Kulturessenzialisten« daran fest, daß Kultur die Lebensweise einer Gesellschaft widerspiegle und damit auch von einer spezifisch geprägten deutschen Kultur die Rede sein könne. Alles dies soll, so wollen es die »Hyperkulturalisten«, einer Art Reeducation in Richtung Diversität unterworfen werden, die implizit die Bahn in Richtung universale Weltkultur bereiten soll.

Daß dieser Weg ein Irrweg ist, der letztlich in der Vernichtung desjenigen »kulturellen Kapitals« münden wird, das die »kulturelle Identität« der Deutschen ausmacht, hat Rolf Peter Sieferle deutlich gemacht. Unter anderem in der Zeitschrift *Tumult* wies er darauf hin, daß die Massenzuwanderung von Menschen aus »gescheiterten bzw. nicht entwicklungsfähigen Staaten« die kulturellen Grundlagen der im 19. Jahrhundert entstandenen Nationalstaaten zersetzen und die »Prosperitäts- und Sicherheitszonen« Europas zerstören werde. Die »homogene Einheit von Staatsvolk, Staatsgebiet und Staatsgewalt« habe »kulturelles Kapital« erzeugt, auf dem »Wohlstand und Sicherheit« Europas beruhe. Massenzuwanderung aus Regionen, die über dieses kulturelle Kapital nicht verfügten, erodiere das Vertrauen in einer Gesellschaft und erzeuge eine »multitribale Gesellschaft«, die nicht funktioniere und daher scheitern müsse. In seinem Buch *Das Migrationsproblem* (2017) merkte er an: »Eine solche Gesellschaft, die nicht mehr zur Unterscheidung zwischen sich selbst und den sie auflösenden Kräften fähig ist, lebt moralisch über ihre Verhältnisse.« Sie sei »in normativem Sinne nicht »nachhaltig««. Durch Relativierung zerstöre sie schließlich ihre kulturelle Identität, »die Voraussetzung ihrer Leistungsfähigkeit war. Damit setzt sie sich selbst ein Ende«.

Deutlicher kann nicht zum Ausdruck gebracht werden, welche Dimension der laufende Kulturkampf hat. Es geht buchstäblich ums Ganze. ■

Autoren dieses Heftes

Susanne Dagen, 1972, Buchhändlerin im BuchHaus Loschwitz, Kulturveranstalterin im KulturHaus Loschwitz, Moderatorin, Herausgeberin des jährlichen Kalenders *Literarisches Dresden* in der edition buchhaus loschwitz.

Prof. Dr. Felix Dirsch, 1967, philosophische, theologische und politikwissenschaftliche Studien; lehrt seit 2012 an mehreren in- und ausländischen Universitäten, vornehmlich in München und Armenien.

München war anders. Das NS-Dokumentationszentrum und die dort ausgeblendeten Dokumente, Reinbek b. Hamburg 2016 (zusammen mit Konrad Löw)

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.

Querfront, Schnellroda 2017

Marcel Kehlberg, 1980, studierte Luft- und Raumfahrttechnik. Er lebt und arbeitet im französischen Département Haute-Garonne.

Prof. Dr. Raimund Th. Kolb, 1949, Professor i.R. (C3) für Sinologie (Geschichte und Landeskunde) an der Universität Würzburg.

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Die Einzelfalle. Warum der Feminismus ständig die Straßenseite wechselt, Schnellroda 2016

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Peter Kuntze, 1941, ehemaliger Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, ist Autor mehrerer politischer Sachbücher, zahlreicher Kinderbücher sowie zweier Romane.

Chinas konservative Revolution oder Die Neuordnung der Welt, Schnellroda 2014

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

(Hrsg.): *Deutsche Daten*, Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

Rassismus – Ein amerikanischer Alptraum, Schnellroda 2018

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Konrad Markwart Weiß, 1977, in Wien wohnhaft, im Karolinger Verlag tätig und Vizekonsul Patagoniens; Autor und Übersetzer, selbstständiger Kommunikationsberater.

E.M. Cioran: *Notizen 1957–1972*, Wien 2015 (Übersetzung)

Till-Lucas Wessels, 1993, studiert in Halle (Saale). Dort ist er Aktivist der identitären Ortsgruppe und zeichnet für das Projekt »Variété Identitaire« verantwortlich.

Michael Wiesberg, 1959, Studium der Evangelischen Theologie und Geschichte.

Arbeitet als Lektor und freier Journalist.

Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung, Dresden 2002

Der »Neue Staat« und das Ende der Ära Salazar

von Erik Lehnert

Am 3. August 1968 brach der portugiesische Ministerpräsident Oliveira Salazar mit einem Liegestuhl zusammen und schlug dabei mit dem Kopf hart auf dem Boden auf. Auch wenn zu diesem Zeitpunkt die Ärzte noch der Überzeugung waren, seine Gesundheit wiederherstellen zu können, endete damit eine vierzigjährige Herrschaft. Vier Wochen nach dem Sturz kam es zu Komplikationen, und ein Blutgerinnsel im Gehirn mußte entfernt werden. Daher rief Staatspräsident Américo Tomás am 17. September die restlichen 14 Mitglieder des Staatsrats in seinen Palast.

Wenn man dem *Spiegel* glauben darf, beriet das höchste politische Gremium Portugals exakt 105 Minuten, »wie das politische Vakuum nach Salazar zu füllen sei«. Die auf Salazar zugeschnittene Verfassung des Landes sah keinen direkten Stellvertreter vor, und Salazar hatte es, darin vielen autoritären Herrschern ähnlich, versäumt, einen Nachfolger aufzubauen. Der Staatsrat schlug schließlich eines seiner Mitglieder, den Dekan der juristischen Fakultät Lissabon, Marcelo Caetano, als Nachfolger Salazars vor. Caetano war kein unbeschriebenes Blatt, sondern ein alter Vertrauter von Salazar, den er beim Aufbau des korporativen »Neuen Staates« unter anderem als Führer der in den dreißiger Jahren gegründeten Staatsjugend und später als Minister für die Kolonien unterstützt hatte.

Der *Spiegel* malte die Zukunft düster: »Will er Portugal zu einem wirklich neuen Staat umbauen, scheint ein Konflikt mit Portugals dreifaltiger Macht unausweichlich: mit Militär, Kirche und Hochfinanz. Am Sterbelager des Diktators stehen sie bereit zum Kampf um die Macht.« Doch Caetano wollte den Staat nur behutsam umbauen und führte sonst die Politik seines Vorgängers fort. Der Neue Staat existierte noch sechs Jahre, bevor ihn dann ein Putsch linker Militärs mit Unterstützung der Kirche, die sogenannte Nelkenrevolution von 1974, endgültig beseitigte. Damit endete nach 46 Jahren ein Experiment, das es einem kleinen Land (mit großem Kolonialbesitz!) erlaubt hatte, im Windschatten der Geschichte recht unbehelligt durch das gefährliche 20. Jahrhundert zu manövrieren.

Für Ernst Nolte darf Portugal »als typisches Beispiel für jene Länder am Ost- und Westrand Europas gelten, in denen das liberale System zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur Macht gelangte, ohne daß die historischen Voraussetzungen dazu vorlagen«. Die fehlenden Voraussetzungen bestanden vor allem darin, daß es sich bei Portugal zwar um einen der ältesten Staaten Europas handelte (1140 als Königreich begründet), der seit dem 15. Jahrhundert zahlreiche Kolonien erobern konnte, im Gegensatz zu den anderen Kolonialmächten aber selbst ein Entwicklungsland blieb, das agrarisch geprägt war und noch Anfang des 20. Jahrhunderts eine Analphabetenquote von 70 Prozent aufwies.

Das politische System war dementsprechend nicht auf Partizipation angelegt, sondern ermöglichte lediglich drei Prozent der Bevölkerung die Teilnahme an Wahlen, die im übrigen jeweils nach der Regierungsbildung stattfanden und diese lediglich bestätigten. Dagegen formierte sich der

»Übergeben wir doch die Freiheit der Autorität, denn sie allein kann sie verwalten und verteidigen. Die Freiheit, die die Individualisten preisen und fordern, ist nur ein rhetorischer Ausdruck, ein einfaches literarisches Bild. Die Freiheit, die durch den Staat garantiert und von der Autorität reglementiert wird, ist die einzig mögliche. Sie allein kann zum Glück – ich sage nicht des Menschen, aber der Menschen führen.«

António de Oliveira Salazar

Widerstand liberaler Intellektueller, der 1908 zur Ermordung des Königs und seines Thronfolgers führte. 1910 wurde die Monarchie endgültig gestürzt, die als konstitutionelle Monarchie unter dem zweiten Thronfolger noch Widerstandswillen gezeigt hatte, und das katholische Land einer liberalen Umerziehung unterzogen, die sich vor allem als Kampf gegen die Kirche offenbarte, die man für die sozialen Mißstände verantwortlich machte. Portugal wurde Republik und erlebte bis 1926 acht Präsidenten, 45 Kabinettswechsel, 20 Revolten, 325 Terroranschläge und 518 Streiks.

Hinzu kamen der Erste Weltkrieg, in dem es für Portugal außer dem Kionga-Dreieck nichts zu gewinnen gab, und die Wirtschaftskrise von 1924, die innerhalb eines Jahres zwölf Banken in den Ruin trieb. Da sich die maßgeblichen Akteure der portugiesischen Politik nicht auf eine gemeinsame Vorgehensweise zur Rettung des Landes verständigen konnten, putschte im Mai 1926 das Militär und setzte General Oscar Carmona als Minister- und Staatspräsidenten ein. Den Militärs war klar, daß ihre Regierung nur dann von Dauer sein würde, wenn sie den völlig überschuldeten Staatshaushalt konsolidieren könnte. Daher wurde Salazar bereits 1926 zum Finanzminister ernannt. Er trat allerdings nach wenigen Tagen wieder zurück, da man noch nicht bereit war, seine Forderungen zu akzeptieren. Diverse Revolten führten in den folgenden Jahren bei den Militärs zu einem Umdenken, so daß man zwei Jahre später Salazars Hauptforderung erfüllte, die er zur Bedingung gemacht hatte: die Überwachung der Etats aller Ministerien.

Wie war man auf Salazar gekommen, der weder Soldat war noch bei dem Putsch überhaupt eine Rolle gespielt hatte? Salazar lehrte seit 1918 als ordentlicher Professor der Wirtschafts- und Finanzwissenschaft an der Universität Coimbra und erwarb sich in den folgenden Jahren in konservativen Kreisen einen Ruf als Finanzfachmann. Ursprünglich war der aus einfachen Verhältnissen stammende Salazar, der 1889 im Norden Portugals geboren wurde, als einziger Sohn der Familie für die kirchliche Laufbahn bestimmt und besuchte ein Priesterseminar, an dem er 1908 die Theologieprüfung mit Auszeichnung ablegte und die ersten Weihen erhielt. Diese Prägung blieb bestimmend. Als Staatschef führte er ein fast mönchisches Leben und verstand sich als treuer Sohn der katholischen Kirche. Nach dem Priesterseminar besuchte er ein Gymnasium, nahm 1910 an der Universität Coimbra ein Studium der Rechtswissenschaften auf und engagierte sich im Rahmen des Centro Académico de Democracia Cristã, einem Bund, in dem sich die konservativen Katholiken organisiert hatten, um der antiklerikalen Politik etwas entgegenzusetzen. Er trat in diesem Zusammenhang als Autor und Redner, aber auch als Aktivist in Erscheinung, als er gegen die Schließung einer Kirche in Coimbra protestierte. Seinen Abschluß machte er 1914 in Coimbra als einer der besten Studenten in der Geschichte der Universität. Noch vor der Promotion erfolgte die Berufung zum Professor. Allerdings wurden Salazar und drei seiner Kollegen kurz darauf vom Dienst suspendiert, da sie im Verdacht standen, monarchistisches Gedankengut zu verbreiten. Salazar verteidigte sich geschickt und wurde bald wieder freigesprochen und setzte seine Lehrtätigkeit bis zu seiner Ernennung zum Minister fort.

»Sie brauchen mir nicht zu danken, daß ich dieses Amt angenommen habe, denn es bedeutet für mich ein so großes Opfer, das ich aus Gefälligkeit oder Freundlichkeit niemandem bringen würde. Ich bringe es meinem Land als kühle und ruhige Erfüllung meiner Gewissenspflicht.« Mit diesem Pathos der Bescheidenheit trat Salazar sein Amt an und begründete damit die Aura, die ihn bis an sein Lebensende umgab. Im Nachhinein hat er davon gesprochen, daß ihn bei der Berufung zum Minister Versagensängste insbesondere im Hinblick auf seine Studenten beschlichen hätten, denn wie sollte er ihnen wieder Wirtschaft lehren können, wenn er jetzt praktisch versagen würde? Entscheidend für seine weitere Karriere war, daß ihm das Wunder gelang, die Staatsfinanzen nach einem rigiden Sparkurs wieder in Ordnung zu bringen. Er erzielte bereits im ersten Jahr einen Überschuß, der sich in den folgenden Jahren verstetigte und in Infrastruktur, Sozialeinrichtungen, Bildungswesen und Militär investiert wurde.

Am 5. Juli 1932 wurde Salazar Premierminister, ein Amt, das ihm die Macht gab, seine Ideen jenseits der Finanzen umzusetzen. Das wichtigste Projekt war eine neue Verfassung, mit der der Estado Novo, der

»Ein Staat der alles: Moral, Recht, Politik und Wirtschaft der Idee der Nation oder Rasse unterordnet, die er vertritt, wäre allmächtig, sich selbst Grund und Zweck, und ihm hätten sich der Einzelne wie die Gesamtheit unterzuordnen. Das könnte zu einem schlimmeren Absolutismus führen als dem der vorliberalen Epoche, weil dieser sich wenigstens nicht vom Menschen losgelöst hatte. Ein solcher Staat wäre seinem Wesen nach heidnisch, unvereinbar mit unserer christlichen Zivilisation, und müßte über kurz oder lang zu ähnlichen Revolutionen führen wie die, denen sich das alte Regime gegenüber sah, und wer weiß, vielleicht sogar zu neuen und unheilvollen Religionskriegen.«

António de Oliveira
Salazar

»Allein Regierungen, die von Parteiorganisationen unabhängig sind und offen und national, können, ohne sich zu verleugnen, jenen Teil der Wahrheit und des nationalen Interesses berücksichtigen oder in ihre Handlungen und sogar in ihre Doktrin einfügen, den man hier und dort finden kann [...] Aber Parteien können das nicht tun, ohne abzudanken oder an ihrem eigenen Untergang mitzuwirken.«

António de Oliveira
Salazar

»Die Existenz eines Kollektivinteresses und das Aufeinanderprallen der Einzelinteressen, die ihrerseits alle egoistisch verfochten werden, erfordern einen Verteidiger und einen Schiedsrichter. Diese doppelte Funktion kann nur vom Staat erfüllt werden. Selbst in den Wirtschaftsordnungen, die sich selbst lenken, muß der Staat die Regeln aufstellen, denen sich die Berufe unterwerfen müssen, und er muß intervenieren, wenn die Ziele und Interessen der nationalen Politik auf dem Spiel stehen.«

António de Oliveira
Salazar

Neue Staat, auf eine rechtliche Grundlage gestellt werden sollte. Salazar wollte damit verhindern, daß der neue Staat ein Provisorium blieb, das lediglich auf der Suspension der alten Verfassung beruhte. Die neue Verfassung wurde 1932 in Auszügen der Öffentlichkeit präsentiert, verbunden mit der Aufforderung, Einwände vorzutragen. Die kamen von den Militärs, den Katholiken, den Sozialisten und den Republikanern, die alle ihre jeweiligen Standpunkte nicht genügend gewürdigt sahen. Die Volksabstimmung vom 19. März 1933 nahm die neue Verfassung an.

Umstritten ist bis heute die Qualität der Abstimmung, in der nach offiziellen Angaben von 1,2 Millionen abgegebenen Stimmen 700 000 dafür, 6000 dagegen und 500 000 mit Enthaltung votierten. Die geringe Wahlbeteiligung und die hohe Enthaltungsquote können sicherlich auf Eigentümlichkeiten des Wahlrechts und die Abstraktheit von Verfassungsfragen zurückgeführt werden, bestätigten Salazar aber gleichzeitig in seiner Auffassung, daß sich die Bürger durch die Demokratie überfordert fühlten. Die Wahlen zur Nationalversammlung im Dezember 1934 endeten mit 80 Prozent Zustimmung zu den Listen der Einheitspartei, der União Nacional. Diese war zwar nicht von Salazar geschaffen worden, entwickelte sich aber zu einem staatspolitischen Instrument der Regierung. Im Unterschied beispielsweise zur NSDAP entwickelte diese Partei jedoch kein Eigenleben und konnte den Staat nicht dominieren.

Der deutsche Staatsrechtler Theodor Maunz bezeichnete die portugiesische Verfassung als eine der »interessantesten Verfassungen der Gegenwart«, der es gelungen sei, »die autoritär-nationalen, die berufsständischen und die freiheitlich-rechtsstaatlichen Kräfte zu einer Einheit zu verschmelzen«. Die Verfassung enthält im Grunde wenig, was selbst heute Anstoß erregen dürfte. Der Artikel 8 garantiert den Staatsbürgern zahlreiche Rechte: Glaubensfreiheit, Meinungsfreiheit, Abschaffung der Todesstrafe, Recht auf körperliche Unversehrtheit, Widerstandsrecht und Recht auf Revision, um nur einige zu nennen. Aufhorchen lassen lediglich kleinere

Andeutungen, wenn es im Artikel 5 heißt:

»Der portugiesische Staat ist eine einheitliche korporative Republik, die sich gründet auf die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, den freien Zutritt aller Klassen zu den Wohltaten der Kultur und auf die Beteiligung aller Bevölkerungsschichten der Nation am Verwaltungsleben und an der Gestaltung der Gesetze.«

Und in Artikel 21: »Die öffentliche Meinung ist ein Grundelement der Politik und Verwaltung des Landes. Es ist daher Aufgabe des Staates, sie gegen alle Faktoren zu verteidigen, die sie von der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der guten Verwaltung und dem Gemeinwohl ablenken.«

Auch wenn der korporative Staat nicht in Gänze verwirklicht werden konnte, stellt er doch das innenpolitische Hauptziel der Politik Salazars dar. Ausgangspunkt war die Kritik am Liberalismus, der einen Staatsbürger hervorgebracht habe, der aus allen Bezügen herausgelöst sei und nur noch als beziehungsloses Individuum existiere. Salazar schwebte als Gegenmodell ein sozialer Ständestaat vor, der auf der natürlichen Gliederung der Gemeinschaft beruhe, die von der Familie über Stand und Beruf bis zum kulturellen Milieu reiche. Der Staat sollte damit von der übermäßigen Anzahl an Regelungsaufgaben entlastet werden. Vor allem aber wurde ein Ausgleich zwischen den Privat- und den Kollektivinteressen angestrebt. Im Unterschied zu theoretischen Konzepten des Ständestaats, wie sie im Umkreis der Konservativen Revolution in Deutschland diskutiert wurden, bot Portugal mit seiner noch traditionellen Gesellschaft positive Anknüpfungspunkte für ein solches Vorhaben, weil der Liberalismus noch keine Möglichkeit der Entfaltung gehabt hatte.

Daß der Neue Staat das Ende der autoritären und totalitären Regime so lange überleben konnte, lag vermutlich weniger an der ausgeklügelten Verfassung, sondern vielmehr an der Person Salazars, den außenpolitischen Gegebenheiten und an der besonderen Ideologie des



© Archiv Marcelo H. Ribeiro

Neuen Staates. Die Lenkung des Wählerwillens durch die strenge Siebung der Wahlkandidaten, die Beschränkungen des Wahlrechts (Männer mußten Alphabeten sein, einen bestimmten Steuersatz zahlen und sich in Wählerlisten eintragen lassen, Frauen durften nur wählen, wenn sie einen höheren Bildungsabschluß vorweisen konnten oder als Familienoberhaupt galten) haben ein übriges dazu beigetragen. Allerdings läßt sich die indirekte Lenkung des Wählerwillens durch verschiedene Maßnahmen in jeder Form der Demokratie beobachten. Für die Dauer des Neuen Staates war wichtiger, daß es Salazar durch eine geschickte Nichtkriegführungspolitik gelang, Portugal aus dem Zweiten Weltkrieg herauszuhalten. Als es nach 1945 galt, den Vormarsch des Kommunismus aufzuhalten, war der bekennende Antikommunist Salazar ein willkommener Bündnispartner und Portugal Gründungsmitglied der NATO. Im Gegenzug ließ man Salazar gewähren. Tragbar blieb er aber auch, weil er sich nach anfänglicher Begeisterung für Mussolini vom Faschismus distanziert hatte, dem er sein »heidnisches Cäsarentum« vorwarf, in der katholischen Kirche einen dankbaren und mächtigen Verbündeten hatte und schließlich, weil er bei aller konsequenten Bekämpfung des politischen Gegners keine Gewaltexzesse zuließ.

Entscheidend war Salazars Persönlichkeit. »Niemand konnte vom Typ des faschistischen Führers weiter entfernt sein als Salazar«, so Ernst Nolte, der Portugal »keinesfalls als faschistischen Staat« betrachtet wissen wollte. Salazar scheute die Massen und hielt nur verhältnismäßig wenige öffentliche Ansprachen. Diese waren dann oft komplizierte, staatspolitische Erörterungen, die er ohne jeden rhetorischen Aufwand vom Blatt ablas. In diesen Äußerlichkeiten kommt das entscheidende Moment zum Ausdruck, der ihn (und auch Franco in Spanien) von den faschistischen Staaten unterschied: Als autoritäres Regime war Salazar nicht darauf angewiesen, sich die Zustimmung der Massen zu erhalten, indem er diese politisierte oder in die totale Kontrolle führte. Er versuchte den öffentlichen Raum zu entpolitisieren und setzte auf den Vertrauensvorschuß, den der Vater von seinen Kindern immer erhält, wenn er ihn nicht verspielt. Das war allerdings am Ende seiner Herrschaft der Fall, als die vielen Fortschritte im Bildungsbereich und Sozialwesen nicht mehr verdecken konnten, daß Portugal das mit Abstand ärmste Land Europas geblieben war und die Schere zwischen Arm und Reich immer größer wurde. Der Krieg um die Kolonien, der Menschen und Geld verschlang, überforderte schließlich auch die Gutwilligsten. Daher war mit Salazars Sturz im Liegestuhl das Ende des Neuen Staates eingeläutet.

Salazar selbst wurde bald zu einem Mythos, der auch über seinen Tod 1970 hinaus lebendig blieb. Die Bescheidenheit, für die er gerühmt wurde, fand auch bei seiner Beerdigung Ausdruck, die im Familiengrab seines Heimatdorfes stattfand. Auf seinem Grabstein steht »Irren ist menschlich« und an seinem Geburtshaus, das gegenwärtig zu einem Museum ausgebaut werden soll, findet sich eine Tafel mit der Inschrift: »Hier wurde am 28. April 1889 Dr. Oliveira Salazar geboren. Ein Herr, der regierte und nichts raubte.« Als der staatliche portugiesische Fernsehsender RTP Anfang des Jahres 2007 einen Zuschauerwettbewerb durchführte, bei dem die Zuschauer über ihren größten Portugiesen abstimmen konnte, wurde Salazar mit 41 Prozent der Stimmen Sieger.

Auch wenn der Neue Staat Salazars viele Widersprüche der Moderne aufzulösen suchte und er daher in gewissem Sinne einen Idealstaat konstruierte, dürfte sich der Vorbildcharakter in Grenzen halten. Das hat weniger mit der Einbindung der Nationalstaaten in supranationale Bündnisse als mit einer Eigentümlichkeit des portugiesischen Volkscharakters zu tun, der es Salazar ermöglichte, vierzig Jahre lang innenpolitisch für Ruhe zu sorgen. Für Gerhard Nebel war Portugal das »Land der Trauerblicke«: »Es scheint, als ob die portugiesische Existenz eine einzige und unvergeßliche Qual sei [...] Traurig blickt auf dem Gemälde des Nuno Gonçalves Heinrich der Seefahrer, der Urportugiese, traurig blickt Salazar, und werden prominente Portugiesen bei Staatsakten photographiert, dann nähern sie ein bemühtes Lächeln auf ihre Schwermut, machen diese damit noch deutlicher. Die Diktatur ist keine frische, unbekümmerte Gewaltsamkeit, sondern die Übereinkunft von Trauernden, denen es gleich ist, wie die Zukunft verlaufen wird, da sie sich aus Gegenwart und Zukunft in ihrer Tristitia immer schon ausgeklammert haben.« ■

»Ich bin in der Tat antiparlamentaristisch eingestellt, weil ich die hohlen, wortreichen Reden verachte, die ausgelassenen und leeren Interpellationen, die Ausnutzung der Leidenschaften, die sich nicht um eine große Idee, sondern um Nichtigkeiten, Eitelkeiten, um Kleinigkeiten angesichts des nationalen Interesses bewegen.«

António de Oliveira Salazar

Literaturhinweise:

Fritz René Allemann: »Portugal unter Salazar«, in: *Der Monat* 20 (1968), Heft 241;

Max Walter Clauss: »Salazars autoritäres Regime in Portugal«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 5 (1957), S. 379–385;

Dirk Friedrich: *Salazars Estado Novo. Vom Leben und Überleben eines autoritären Regimes 1930–1974*, Bonn 2016;

Hugh Kay: *Die Zeit steht still in Portugal. Hintergrund eines politischen Systems*, Bergisch Gladbach 1971;

Hans-Joachim Kühnen: *Das Regierungssystem Oliveira Salazars*, Diss. Köln 1967;

Gerhard Nebel: *Portugiesische Tage*, Hamburg 1966;

Ernst Nolte: *Die Krise des liberalen Systems und die faschistischen Bewegungen*, München 1968;

Ursula Prutsch: *Iberische Diktaturen. Portugal unter Salazar, Spanien unter Franco*, Innsbruck 2012;

Oliveira Salazar: *Portugal. Das Werden eines neuen Staates. Reden und Dokumente*, Essen 1938;

Friedrich Sieburg: *Neues Portugal. Bildnis eines alten Landes*, Frankfurt a.M. 1937;

Hans Sokol: *Salazar und sein neues Portugal*, Graz 1957.

Ganz Gallien? Die Vendée im Aufstand 1793–1796

von Marcel Kehlberg

Es gibt Regionen, die es zum *pars pro toto* gebracht haben. Sie stehen als Symbol, gleichsam als Synonym für wichtige Begebenheiten, die sich in ihnen zugetragen oder für entscheidende Entwicklungen, die dort ihren Ausgang genommen haben. Jeder Kundige weiß sogleich, was gemeint ist, wenn er den Namen des betreffenden Landstrichs nur hört. In diesem Sinn historische Regionen sind in Deutschland etwa Baden im Südwesten (im Zusammenhang mit der 1848-Revolution) oder neuerdings das Bundesland Sachsen im Osten (vor allem als Hort und Brennpunkt verfeimten nationalen Widerstandes).

Während der Wirren der Französischen Revolution gelangte vor allem eine kleine Region im äußersten Westen Frankreichs zwischen dem Atlantik und der Loire zu grenzüberschreitender Berühmtheit. Die Vendée wurde nicht nur zum Schauplatz einer überraschend effektiven Revolte gegen die Revolutionsregierung in Paris, sondern darüber hinaus zu einem Symbol für jeden konterrevolutionären Kampf. Sie war fortan mit Konterrevolution geradezu konnotiert und fand gar Eingang in die Redewendungen. Bismarck etwa soll seine Treue zur preußischen Monarchie mit dem Ausruf »treu bis in die Vendée« illustriert haben. Und selbst Hitler wies in einer Rede am 24. Oktober 1933 auf die Gefahr hin, daß im ordnungsliebenden Deutschland eine Vendée hätte entstehen können, wenn seine Revolution vom 30. Januar desselben Jahres nicht im legalen Gewand einhergeschritten wäre.

Die Bedeutung solcher Regionen wie überhaupt der Regionalismen wird eher zu- als abnehmen (siehe Katalonien). Schon spricht man seit der Revolutionierung des deutschen Gemeinwesens durch die Grenzöffnung im September 2015 von einer möglichen Re-Tribalisierung, und dies ist nicht nur auf die Neuankömmlinge gemünzt. Solcherart Rückbesinnung geht immer einher mit einer Territorialisierung des Zusammenlebens. Deutsche ergreifen die Flucht, lassen die urbanen No-Go-Areas hinter sich, rücken zusammen, ziehen in homogenere Gegenden, entdecken ihre Wurzeln neu und entwerfen Strategien für ein zukünftiges ethnisches (wie ökonomisches) Überleben. Daß dies in den Augen der Machthaber keineswegs unschuldig ist, hatte schon die Vendée in den Jahren nach 1793 bitter erfahren müssen. Übrig blieben ein regionales Trauma, eine bis heute verdrängte Seite der Revolution, ein paar Standbilder lokaler Helden und der Stolz eines gewagten Aufbegehrens.

Das Netzwerk: die *Association bretonne*

Der Umschwung kam nicht über Nacht. Manch einer, der gegen die Revolution konspirierte, war zunächst ihr Anhänger und ein Gegner des Absolutismus gewesen. Das gilt im Besonderen für den Landadel in der nordwestlichen Ecke Frankreichs. Der Adel in der Bretagne, im Anjou, im Poitou, in den Gebieten, welche später die *Vendée militaire* ausmachen

würden, war alteingesessen, geachtet, lebte eng mit der Landbevölkerung zusammen und hielt sich weitgehend von der opulenten Versailler Hofgesellschaft fern. Zugleich bildeten die dortigen Grundherren (zusammen mit dem Klerus) einen intakten Machtfaktor. Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein sprach die bäuerliche Landbevölkerung nur ehrfürchtig von *not' maître* («unserem Herrn»). Die Aristokratie war stolz auf die regionalen Besonderheiten im Land der Megalith-Kultur und pochte auf ihre Traditionen, besonders, als 1788 die Einberufung der Generalstände für den 1. Mai 1789 verkündet wurde. Das Kommando war bis dahin nur in den periodischen Schlägereien zwischen der bürgerlichen und adligen Jugend, etwa in Rennes im Januar 1789, zu erahnen.

Einer der ersten namhaften Kritiker der neuen Zustände war eine schillernde Figur. Marquis de La Rouërie entstammte dem bretonischen Adel, stand dem Absolutismus gleichwohl ablehnend gegenüber, diente schon mit 15 Jahren im königlichen Gardecorps, nahm am Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teil, floh in ein Trappistenkloster und landete schließlich als Häftling in der Bastille. Er rief einen Geheimbund ins Leben, mit dem er zunächst die bretonische Eigenart zu verteidigen gedachte. Die *Association bretonne* war ein vorwiegend adliges Netzwerk, das vor allem in den kleineren Städten und Ortschaften Stützpunkte unterhielt, während die großen urbanen Zentren, wie Nantes oder Brest, auf Seiten der Revolution standen. Bald schon hatte sie sich die Verteidigung des Althergebrachten auf die Fahnen geschrieben und setzte ihre Hoffnungen auf heimliche Kontakte mit England und Spanien. Die *Association* blieb zwar von Infiltration durch feindliche Agenten nicht verschont, doch gelang es ihr mit der Zeit, eine ansehnliche Freiwilligenmiliz mit samt einem Arsenal aus vier Kanonen und rund 6000 Gewehren aufzustellen. Auch einen Zeitplan hatte man erstellt. Der Aufstand im Hinterland sollte losbrechen, sobald die Koalitionshere Preußens und Österreichs auf Paris zumarschieren würden. Der unerwartete Sieg der eilends aus dem Boden gestampften Revolutionsarmee bei Valmy am 20. September 1792 machte diese Pläne allerdings zunichte.

Der Aufstand kam trotzdem, aber anders, als es die adligen Verschwörer vorgesehen oder der Pariser Nationalkonvent kalkuliert hatten. Es waren die Bauern, die als erste losschlügen, unerwartet und mit voller Härte. Ihr Zusammengehen mit dem örtlichen Adel verlieh dem Aufstand jene Schlagkraft, welche die Revolution erst ins Wanken und daraufhin in blinde Rage bringen sollte.

Der »Heilige Krieg« gegen Paris

Vorerst aber gelang es dem ersten Vorsitzenden des berüchtigten Wohlfahrtsausschusses, Georges Danton, die *Association bretonne* zu zerbrechen. Ihre Mitglieder gerieten wegen des Fahndungsdrucks aus Paris in Panik und wollten den Aufstand übereilt vom Zaun brechen. Zur Hilfe kamen ihnen die Bauern, die ab März 1793, unabhängig von der *Association*, die Initiative ergriffen hatten und eine Reihe von Ortschaften entlang der Loire im Handstreich einnehmen konnten. Sie kontrollierten damit das Umland der größeren Städte. Der Aufstand war ausgebrochen.

Die Bauern waren die zweite maßgebende Bevölkerungsgruppe, die ihn trug. Sie bildeten die Fußtruppen der später sogenannten königlichen und katholischen Armee der Vendée. Ausschlaggebend für ihr Aufbegehren war eine Reihe von Faktoren, die besonders in der Vendée zusammentrafen und sich zu einem explosiven Gemisch verdichtet hatten.

Das bäuerliche Leben in den Gegenden der Vendée zeichnete sich durch einen starken sozialen Zusammenhalt sowie eine tiefe katholisch geprägte Frömmigkeit aus. Traditionell hegten die Bauern einen Groll gegen den bürgerlichen Verwalter, den bourgeoisen Steuereintreiber oder Kaufmann. Städte wie Nantes, die vom Fernhandel lebten und in denen das bürgerliche (und jansenistische) Element vorherrschend war, standen fest auf Seiten der Revolution. Ein Bündnis zwischen Bürgern und Bauern oder zwischen Bürgern und Adligen, das die Revolution andernorts begünstigte, kam in der Vendée nie zustande. Besonders die Textilarbeiter, die für die bürgerliche Kaufmannsschicht schufteten, lebten noch auf dem Land, drohten dort aber ins ländliche Proletariat abzurutschen.

Die Kirchenpolitik, die Paris ganz Frankreich aufzwang, tat ein übriges, um viel böses Blut zu erzeugen. Der obligatorische Eid, den die Geist-



Henri de la Rochejaquelein, Skulptur von Alexandre Falguière, 1895

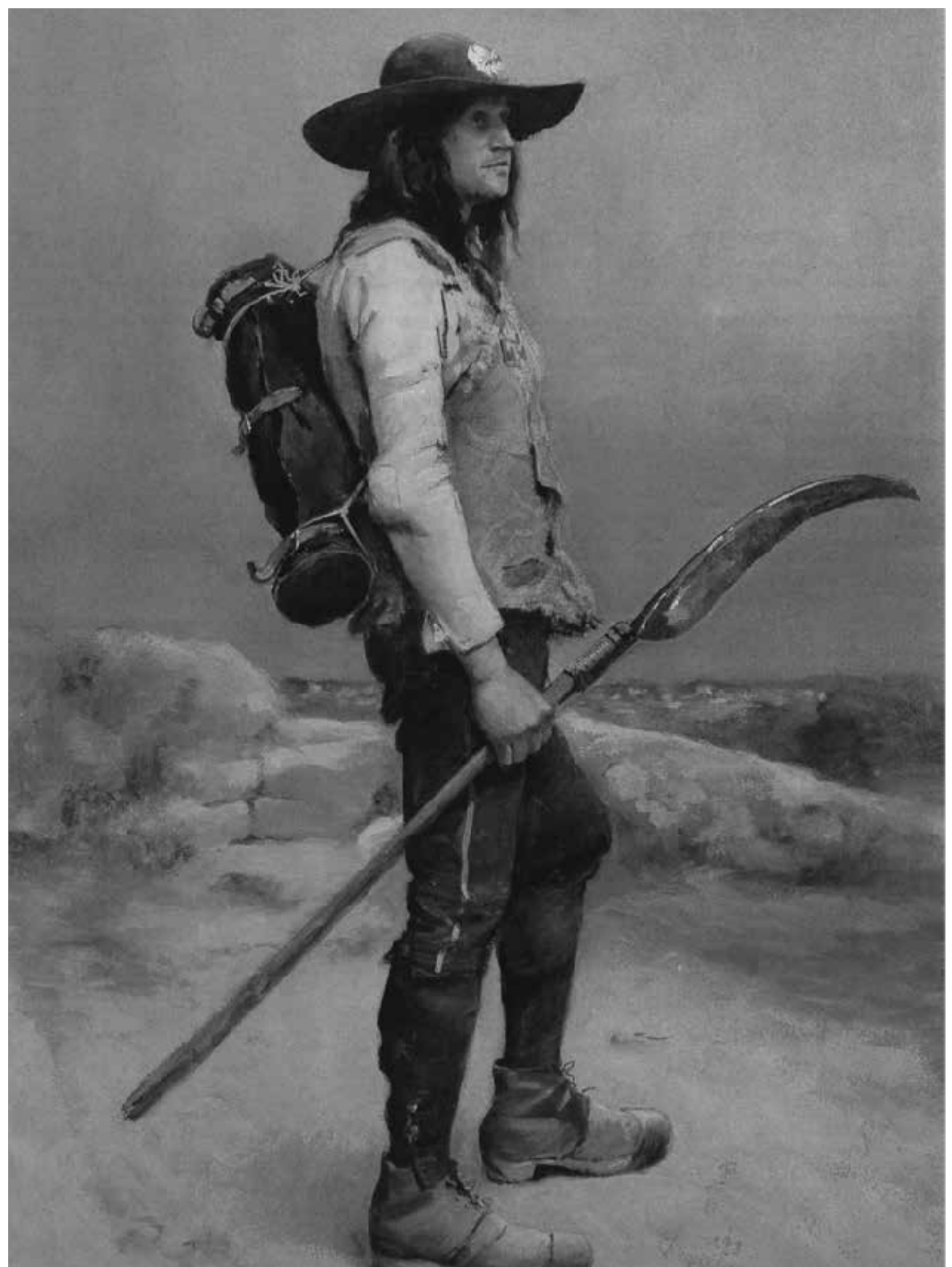
»Die Politik solcher barbarischen Sieger, die ein überwundenes Volk verachten und seiner Gefühle spotten, war von jeher bemüht, alle Eigenheiten des alten Zustandes in Religion, sittlichen Gesetzen, und Betragen, so viel an ihnen lag, zu verlöschen, alle innere Grenzen zu verändern, allgemeine Armut zu erzeugen, das Eigentum feil zu bieten, Fürsten, Edle und Priester zu unterdrücken, jede Sache, die ihr Haupt stolzer erhob, und den zerstreuten Völkern einen Vereinigungspunkt für die auflebende Gewalt alter Gesinnungen darbot, zu vernichten.«

Edmund Burke: *Bemerkungen über die Französische Revolution*.

lichkeit seit 1790 auf die neue Verfassung zu leisten hatte und nach dessen Ableistung die Priester gewissermaßen zu besoldeten Staatsbeamten mutierten, galt bei den Gläubigen als Sakrileg. Mehr als die Hälfte der Geistlichen verweigerte diesen Eid, sodaß die Nationalgarde in die Dörfer entsandt werden mußte, um die neue, die revolutionäre Ordnung herzustellen. Die Bevölkerung hielt dennoch fest an den *prêtres réfractaires*, den Eidverweigerern. Und wo diese verhaftet oder verschleppt wurden, blühte eine priesterlose Untergrundkirche. Die Kirche hatte hierfür Vorarbeit geleistet. Ähnlich wie bei der Aristokratie gab es auch beim Klerus konspirative Zirkel, die früh auf die Landbevölkerung einwirkten und den Aufstand geistig mit vorbereiteten.

Als dann auf der Basis des Dekrets vom 24. Februar 1793 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde und die Söhne und Väter aus den bäuerlichen Familienbetrieben in das ungeliebte Revolutionsheer gepreßt werden sollten, war das Maß voll.

Den Anfang machten 27 Männer, die den allseits geachteten Jacques Cathelineau (später auch »Heiliger des Anjou« genannt) im Dorf Pin-en-Mauges aufsuchten und ihn baten, die Führung des Aufstandes gegen die Nationalgarde zu übernehmen. Letztere wurde bald darauf von Catheli-



Le Vendéen, von Julien Le Blant, (ca. 1880)

neaus Bauernheer aus den Ortschaften Jallais, La Roche-sur-Yon, Saint-Gilles-sur-Vie u. a. vertrieben. Die Nationalgarde gehörte wohlgerne nicht zu den kampferprobten Linientruppen, die im Krieg mit den Monarchien Europas standen. Sie kamen erst später hinzu und machten den regionalen Aufstand zu einem regelrechten Krieg.

Mit der Einnahme der Stadt Saumur im Juni 1793 wurde aus dieser ungehobelten Truppe, die bald auf über 60 000 Mann anwuchs, ein ernstzunehmender Gegner der Revolution. Schon hatte man die wichtige Stadt

Nantes im Auge. Der französische Hausierer und begnadete Truppenführer Jacques Cathelineau wurde von seinen Anhängern gegen seinen Willen zum Generalissimus ernannt. Er fiel in den Kämpfen um Nantes am 14. Juli 1793.

Eines der hervorstechendsten Merkmale der Kriege der Vendée war die Rückkehr der charismatischen Herrschaft im Sinne der Definition Max Webers. Die Vendée schaute auf ihre Anführer wie auf Propheten nach Art der alttestamentlichen Makkabäer, die einen »heiligen Krieg« gegen fremde Bräuche ausfochten. Noch heute findet man in mancher Kirche der Region Skulpturen dieser »heiligen Krieger«. Der alte Personenverbandsstaat des Mittelalters feierte hier eine kurze Wiederauferstehung, besonders, als der örtliche Adel aufgrund seiner militärischen Expertise endgültig die Führung der Bewegung übernahm. Doch lauerte auch hier ihre entscheidende Schwäche, da jeder der Protagonisten bald seine eigene Agenda verfolgte und effektive Kooperationen unter den Warlords bestenfalls punktuell gelangen.

Der gerade einundzwanzigjährige Graf Henri de La Rochejaquelein, einer der Verteidiger des Tuilerien-Palastes, der ehemalige Marineoffizier François de Charette, der Marquis de Lescure und weitere Professionelle des Kriegshandwerks versuchten, Ordnung in die Reihen und in die Herzen der Bauern zu bringen. Daß dies bitter nötig war, hatte das Massaker in dem Örtchen Machecoul am 18. März 1793 gezeigt. Nach dessen Einnahme durch die Aufständischen wurde in der Dorfkirche im Rausch des Sieges ein feierlicher Treueschwur auf den Kronprinzen Ludwig XVII. geleistet. Das erst achtjährige Kind befand sich damals in Gewahrsam der radikalen Jakobiner in Paris. Aus Begeisterung wurde schnell Raselei, und man begann, alle Anhänger der Revolution, deren man habhaft wurde niederzumetzeln. Der Aufstand hatte seine Unschuld verloren und ein erschreckendes Ausmaß an Rohheit und Disziplinlosigkeit offenbart, die es dem Gegner fortan leicht machen würde, ihn zu diskreditieren, ja zu kriminalisieren.

Die Rache der Revolution

Die Ereignisse in der Vendée hatten zusammen mit den kriegerischen Auseinandersetzungen an den Landesgrenzen zu einer Radikalisierung der Revolution geführt. Sie sah sich von allen Seiten bedrängt und zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Das spülte radikalere Elemente nach oben, die der gemäßigten Partei der Girondisten im Nationalkonvent vorwarfen, die Revolution zu verspielen. 1793 kam es zu einem Putsch, in dessen Folge der Wohlfahrtsausschuß (ursprünglich ein Gremium unter anderen) sich zum alleinigen Regierungsorgan aufschwang. Robespierre, Barère und Saint-Just hießen die Männer der Stunde. Sie waren Fundamentalisten der Revolution. Bei den Plänen zur Zerschlagung der Erhebung in der Vendée setzte man ganz auf »Tabularasa«-Methoden, die eine militärische sowie eine politische Komponente enthielten. Die verfügbaren republikanischen Armeeteile, allen voran die Mainzer Armee (*Armée de Mayence*) des Generals Jean-Baptiste Kléber, eine Elitetruppe der Revolution, wurden umgehend in Richtung des Aufstandsgebiets in Marsch gesetzt. Mit ihnen kamen die gefürchteten Militär-Kommissare und ihre Militärgerichte, die an der Vendée ein Exempel statuieren sollten. Darüber hinaus strebte man eine Neubesiedlung des Gebietes durch zuverlässige und der Revolution ergebenere französische Siedler aus andern Landesteilen an. »Missionare« der Revolution sollten den Verbliebenen den rechten Glauben eintrichtern und alle, die sich weiterhin dagegen sperrten, zur Umsiedlung nach Madagaskar »bewegen«. Nach Meinung des Konvents sollte der Krieg bis Oktober beendet sein.

Im August 1793 rückte die Mainzer Armee in die Vendée ein, um das »Bollwerk der Revolution«, die Stadt Nantes, zu entsetzen. Bei Torfou handelten sich die Truppen Klébers jedoch eine Schlappe ein, was dazu führte, daß General Kléber von seinen Vorgesetzten in Paris fortan mit der Guillotine bedroht wurde. Die Vendéer schlugen sich zwar tapfer und konnten das Umland geraume Zeit behaupten, doch waren die Tage ihres Erfolgs gezählt. Das Bauernheer war nur noch schwer zu disziplinieren, viele kehrten einfach zu ihren Gehöften zurück oder begannen zu marodieren. Daß es um die Disziplin der Revolutionsarmee nicht besser bestellt war, änderte nichts Grundlegendes an der Situation. Keine der

»Definiert man den Einzelnen durch seine Freiheit, so kann dies kollektiv nur ein Chaos von Negativität sein, in dem unausweichlich ständig mit den schlimmsten Möglichkeiten gerechnet werden muss«

Bernard Willms: *Philosophie der Selbstbehauptung.*



Das Sacré-Cœur mit der Devise »Gott, König« – Symbol der Aufständischen in der Vendée

»Eine mächtige Fraktion konspiriert mit den Tyrannen Europas, um uns einen König zu geben und dazu eine Art aristokratischer Verfassung. Sie glaubt, uns zu dieser schmählichen Transaktion mit Hilfe ausländischer Waffen und innerer Unruhen bringen zu können«

Maximilien de Robespierre: Aus einer Rede vor dem Nationalkonvent am 10. April 1793.

(Übersetzung MK)

großen Städte war genommen worden, ebensowenig wurde die Küste erreicht, wo man auf eine englische Landung hoffte.

Die Truppen der Revolution wurden derweil zur Westarmee zusammengefaßt, die von Paris den alleinigen Titel *Armée française* zugesprochen bekam. Zu ihrem Oberbefehlshaber wurde General Louis-Marie Turreau ernannt. Seine sogenannten *Colonnes infernales* (»Höllen-Kolonnen«) verbreiteten Angst und Schrecken. Bei Cholet kam es am 17. Oktober 1793 zur zweiten von insgesamt drei Schlachten gegen die Armee der Vendée. Diese wurde an diesem Tag vernichtend geschlagen. Die vergangenen Kämpfe hatte sie deutlich gezeichnet. Nur noch eine Minderheit der Mannschaften war kampffähig. Doch damit nicht genug.

Die Militär-Kommissare im Tross von Turreaus Kolonnen richteten jeden Bauern hin, der mit einer Waffe angetroffen wurde. Ortschaften, die sich beim Aufstand besonders hervorgetan hatten, fielen der Zerstörung anheim. Ein Untergebener Turreaus, General Cordellier von der Neunten Höllen-Kolonnie gab den Befehl, die Bauern nur noch mit blanker Waffe zu töten, um Munition zu sparen.

1795 kam es schließlich zu einem Abkommen mit den Resten der Aufstandstruppen, die gezwungen wurden, die Republik anzuerkennen und im Gegenzug Religionsfreiheit sowie die Aussetzung der Wehrpflicht für zehn Jahre zugesagt bekamen.

Damit war die Königlich-Katholische Armee der Vendée zwar Geschichte, doch Unentwegte wie François de Charette setzten den Krieg fort, der zunehmend den Charakter eines Partisanenkampfes erhielt. Die sogenannte *Chouannerie*, benannt nach einem der frühen Bandenführer, attackierte Revolutionstruppen noch bis in die Jahrhundertwende in kleinen Gruppen aus dem Hinterhalt. Die *Chouans* konnten mit ihren einzelnen Aktionen jedoch keinen politischen Willen mehr verbinden und versanken letztlich in kriminelle Wegelagererei.

Die neue, alte Territorialisierung

Es hat den Anschein, daß es in Zeiten der Globalisierung nicht mehr möglich ist, eine Weltgeschichte zu schreiben. Großräume verlieren ihre Grenzen. Der gesamte Orient ist in ein Gefälle Richtung Europa geraten. Die ganz große Welt drängt mit zunehmender Wucht in die kleine Binnenwelt, die wiederum ihre angestammte Gliederung einbüßt. Manch ein Analyst sieht in Zentraleuropa bereits einen Flickenteppich entstehen, wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation einer war. Die einheimische Ethnie gerät unter den massiven Druck neueinwandernder Kulturen, die durch eine verwahrloste wie suizidäre Toleranz gleichsam einen hausgemachten Dünger erhalten. Schon Machiavelli hatte in seinem *Principe* beschrieben, daß die Anlage einer Kolonie von Fremdländischen am geeignetsten sei, die einheimische Bevölkerung eines Fürstentums in Schach zu halten – weitaus effektiver und kostengünstiger als die Besetzung durch eine fremde Militärmacht. Die Angst vor dem sozialen Absturz mache sich bei den Untertanen breit, sobald sie sähen, wie die Bauern zugunsten der Kolonisten enteignet würden. Dies lähme den Widerstandswillen weitaus wirkungsvoller, als es unter fremdem Militär je zu schaffen wäre.

Bevor man in sehr viel späteren Jahrzehnten von irgendeinem Machthaber ein Territorium, gleichsam ein Reservat, als geographisches Almosen zugewiesen bekommt, sollte man schon jetzt homogenere Regionen mit intaktem historischen Bewußtsein in Deutschland wie in Europa ideell wie materiell befestigen. Wohl oder übel macht man sich eine gewisse, vorschnell überholt geglaubte, tribalistische Anschauung zu eigen, ähnlich wie es die Buren in Südafrika getan haben. Aus ethnisch-demographischer Not wurde dort eine Tugend gemacht, indem man sich dem Stammesdenken der schwarzen Mehrheitsbevölkerung im Land anglich. Die Buren, so hieß es vom Gründer der Siedlung Orania Carel Boshoff, seien gewissermaßen auch ein Stamm und bräuchten ein eigenes Stammesgebiet, abgegrenzt von den schwarzafrikanischen Stämmen. So entstand 1990 das Siedlungsgebiet Orania, das übrigens mit den Afrikanern der Umgebung gedeihlich auskommt.

Die Revolte der Vendée hat das Mobilisierungspotential des Angestammten, des Ferments, des von der Geschichte Widerlegten aufgezeigt. Es ist nicht abwegig, in Zukunft auch bei uns mit dem wirkmächtigen Wiederauftauchen von Archetypischem zu rechnen. ■

Literaturhinweise:

Jean-Joël Brégeon/ Gerard Guicheteau: *Nouvelle histoire des guerres de Vendée*, Paris 2017;

Jacques Godechot: *La contre-révolution 1789–1804. Doctrine et action*, Paris 1961;

Jean-Clément Martin: *La guerre de Vendée 1793–1800*, Paris 2014;

Reynald SÉCHER: *Vendée. Du Génocide au mé-moricide. Mécanique d'un crime légal*, Paris 2011.

DER LESESOMMER BEI JUNGEUROPA

Marx von rechts

Das kontroverseste Buch des Jahres! Von Amazon gelöscht!

Die »soziale Frage« ist zurück – und wird von rechts beantwortet. Das ist kein Zufall, sondern konsequent: Ein »historisch gehaltvoller Konservatismus« verhält sich zum »Marktfundamentalismus wie Wasser zu Feuer« (W. F. Haug). Es ist das neoliberale Denken, das konservative Pfeiler wie »Staat«, »Familie« und »Nation« auflöst. Stattdessen herrschen neue Parameter wie die »marktkonforme Demokratie«, »Diversity« und offene Grenzen. Es war Karl Marx, der vor den heute wirkmächtigen »Freihandelsdoktoren« und »Quacksalbern« warnte.

Deshalb ist es höchste Zeit, einigen Fragen auf den Grund zu gehen: Bietet Marx im 21. Jahrhundert Anknüpfungspunkte von rechts? Wie kann eine rechte Kapitalismuskritik aussehen, die die Fehler der alten Linken vermeidet? Wie werden wir sozial, ohne rot zu werden?

Alain de Benoist, Diego Fusaro und Benedikt Kaiser machen sich auf den Weg, um ein unerschlossenes Gelände zu vermessen. *Marx von rechts* – das heißt Abschied vom Marxismus, ohne dem Neoliberalismus auf den Leim zu gehen.

Der Marxismus ist tot, es lebe Marx?

ISBN 978-3-9817828-6-8
144 Seiten, gebunden | 22,- €

MARX VON RECHTS



Das rebellische Herz

Dominique Venner
ISBN 978-3-9817828-8-2
188 Seiten, gebunden,
Halbleinen | 22,- €



**JUNGEUROPA
VERLAG**

Jungeuropa Verlag
Enderstraße 94 | 01277 Dresden
vertrieb@jungeuropa.de
www.jungeuropa.de

SEA CHANGES

ROMAN

DEREK TURNER



Sea Changes

Derek Turner
ISBN 978-3-9817828-1-3
464 Seiten, gebunden | 24,- €

Pax Sinica – Chinas Öffnung zur Welt

von Peter Kuntze

Mit einer fast sprichwörtlichen Sentenz fassen viele Chinesen die Geschichte der Volksrepublik von ihrer Gründung 1949 bis zur Gegenwart zusammen: »Mao Zedong hat uns von Ausbeutung und kolonialer Unterdrückung befreit, Deng Xiaoping von der Armut, Xi Jinping hat uns wieder stark gemacht.« Diesem polit-historischen Dreisatz läßt sich nicht widersprechen, denn er benennt exakt jene revolutionären Umwälzungen, die in knapp sieben Jahrzehnten aus dem »kranken Mann Asiens« eine Supermacht geformt haben, die als erneuertes »Reich der Mitte« ihren Platz in der Welt beansprucht. Mit seiner Reform- und Öffnungspolitik hatte Deng 1978, zwei Jahre nach dem Tod des Staatsgründers Mao, die entscheidende Weichenstellung durchgesetzt. Nur der Einführung einer »sozialistischen Marktwirtschaft« ist Chinas rasanter Aufstieg zu verdanken; als staatlich eingegerter Kapitalismus hat die ökonomische Wende nicht nur die Mehrheit der Chinesen aus der Armut geführt, sondern die Volksrepublik auch in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht in Spitzenpositionen gebracht (*Sezession* 83).

Im November 2012 trat Xi Jinping als Staats- und Parteichef ein doppeltes Erbe an: Gegen den Widerstand linker Dogmatiker galt es, die bis heute so überaus erfolgreiche Wirtschaftspolitik fortzusetzen. Gleichzeitig aber, und das bedeutet die größte mentale Revolution in Chinas Geschichte, mußte Xi eine grundlegende Neuorientierung im Verhältnis zur Außenwelt vornehmen. Deng Xiaoping hatte das Land zwar für ausländisches Kapital geöffnet und erste Kontakte zum Westen geknüpft, doch diese Politik, die seine Nachfolger zaghaft fortsetzten, reichte nicht. Angesichts der Globalisierung war es nicht mehr möglich, sich wie einst das »Reich der Mitte« abzuschotten und in selbstgefälliger Isolation zu verharren. Um im 21. Jahrhundert zu bestehen, muß Peking geopolitisch alles daransetzen, das Südchinesische Meer als sein Tor zur Welt und besonders die Straße von Malakka wegen der lebensnotwendigen Rohstoff- und Energieimporte offenzuhalten. Den Kontinentalkoloß China erstmals zu einer veritablen Seemacht zu entwickeln, oblag somit der Führung unter Xi Jinping. Von ihm, dem heute mächtigsten Mann an der

Spitze von Staat und Partei, wurden auch Visionen erwartet, wie sich über eine Renaissance des Konfuzianismus hinaus eine neue nationale Identität begründen läßt. Die Antworten, die Xi bisher gegeben hat, scheinen die Mehrheit der Chinesen zu überzeugen.

Seit Jahrzehnten hatten sie sich wie alle ihre Landsleute gefragt, warum der Glanz der chinesischen Kultur, die mehr als tausend Jahre an der Weltspitze rangiert hatte, seit dem 17. Jahrhundert erloschen sei. Warum sei das »Reich der Mitte« in einen Zustand des Verfalls gegliitten, während im Westen Technik und moderne Wissenschaft Triumphe feierten? Die Antwort gab eine vor dreißig Jahren produzierte Fernsehserie, die 1988 zweimal landesweit über Chinas Bildschirme flimmerte. Das Echo war damals so heftig und so kontrovers, daß Universitäten Diskussionsforen veranstalteten und Redaktionen mit Leserbriefen überschwemmt wurden, denn die Filmemacher hatten an Chinas heiligsten Gütern gerüttelt: am Gelben Fluß, an der Großen Mauer, am mythischen Drachen – mit hin an den Jahrtausende alten Symbolen der Stärke und der nationalen Identität. *Heshang* hieß der Film – nach der gleichnamigen Tragödie eines altchinesischen Dichters. *He* steht dabei für Huanghe (»Gelber Fluß«), *shang* für vorzeitigen Tod. Der Titel war gleichsam die Botschaft: Die Huanghe-Zivilisation, auf die China so stolz war, geht den Autoren zufolge ihrem Untergang entgegen; es sei daher höchste Zeit, sie zu erneuern.

Mit seinen regelmäßigen Überschwemmungen, so das TV-Epos, sei der als »Wiege Chinas« besungene Huanghe in Wahrheit eine Geißel Chinas. Sein Mythos beinhalte die Abkapselung des Landes, die mangelnde Risikobereitschaft seiner Anwohner, ihre Selbstgenügsamkeit und nationale Überheblichkeit. Agrar- statt Industriegesellschaft, Kontinental- statt Meereszivilisation – in dieser Entwicklung liege Chinas Tragödie begründet. In der Löß-Hochebene verwandelt sich der Huanghe in einen gelbschlammigen Strom. Nicht von ungefähr nannten die Chinesen ihren frühesten Ahnherrn, den Reichseiniger und Erbauer der Großen Mauer, Huangdi (»Gelber Kaiser«); er stellte die Personifizierung des gelben Bodens dar, auf dem die

Menschen gelber Hautfarbe gelben Reis (Hirse) anbauten, in gelben (Löß-)Höhlen wohnten und das gelbe Schlammwasser tranken. Wer den Kaiserthron bestieg, zog gelbe Kleider an, verbrachte sein Leben unter Dächern mit gelblasierten Ziegeln und begab sich nach dem Tod zur »Gelben Quelle«.

Den Filmemachern zufolge ließ der Kult um die gelbe Erde und den gelben Fluß, neben der Philosophie des »Reichs der Mitte« und des »Himmelskaisers«, zahlreiche Mythen entstehen – so auch den des Drachen. Habe man jemals darüber nachgedacht, warum man dieses häßliche Ungeheuer verehere, fragten 1988 die Autoren und gaben selbst die Antwort: Für ein großes Agrarland mit einer langen Geschichte sei Wasser die Quelle des Lebens. In der Mythologie aber werde das Wasser vom »Drachenkönig« beherrscht. Deshalb habe man ihn gleichzeitig geliebt und gehaßt, gepriesen und verflucht, denn wie unter den Menschen der Kaiser sei in der Natur der Drache ein Tyrann. Kein anderes Volk habe den Kult um den Boden so intensiv betrieben und so stark in ihrer Psyche verankert wie das chinesische. Zudem habe die geographische Lage mit dem Einzugsgebiet des Gelben Flusses als Zentrum einen Isolierungsmechanismus bewirkt und dazu geführt, daß die chinesische Kultur immer introvertierter geworden und, statt Neues zu wagen, nur auf Stabilität bedacht gewesen sei.

Und die Große Mauer? In der TV-Serie hieß es: »Man ist stolz auf sie als einziges Bauwerk der Menschheit, das man vom Mond aus zu erkennen vermag. Man bezeichnet sie sogar als ein Symbol für die Blüte Chinas. Aber wenn die Große Mauer sprechen könnte, würde sie den Nachkommen des Huangdi ehrlich sagen, daß sie ein Produkt des historischen Schicksals ist – und nicht Stärke, Fortschritt und Ruhm, sondern Abkapselung, Konservatismus, unwirksame Defensive sowie Schwäche und Furchtsamkeit verkörpert.« Wegen ihrer monströsen Größe und ihrer langen Geschichte habe die Mauer Selbstzufriedenheit und Selbsttäuschung in die Seele der Nation eingebrannt.

Den historischen Moment der divergierenden Entwicklung der Weltkulturen machten die *Heshang*-Autoren im 15. Jahrhundert aus. Jene Epoche sei entscheidend für die ganze Menschheit gewesen, denn damals habe sich das Augenmerk erstmals von den Kontinenten auf die Ozeane gerichtet: »Dem Osten wie dem Westen bot die Geschichte die gleiche Chance. Sowohl der Pazifik als auch der Indische Ozean und der Atlantik standen allen Nationen offen. Aber China, das weiter im Bann des Kontinents stand, verpaßte diese Chance.« Zwar habe China jahrhundertlang auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik zu den führenden Nationen gehört – aber, so klagten die TV-Macher, obwohl Chinesen als erste Raketen bauten, flogen sie nicht als erste ins All; obwohl sie Papier und Druck erfanden, kam es im Land zu keiner Wissensexplosion; obwohl sie den Kompaß entwickelten, stiegen sie nie zu einer Seemacht auf.

Trotz der großen Entdeckungsreisen des berühmten Seefahrers Zheng He, der im 15. Jahrhundert mit einer Dschunken-Flotte den Westpazifik und den Indischen Ozean durchkreuzte und bis zum Persischen Golf segelte, sei China eine Landmacht geblieben. Dabei habe Zheng seiner Heimat schon damals den Weg gewiesen: »Wenn China wachsen will, darf es das Meer nicht ignorieren. Reichtum kommt vom Meer, genauso wie die Gefahr. Wenn andere Länder das Meer kontrollieren, wird China in Gefahr sein.« Doch aus Ignoranz und Überheblichkeit sei Zhengs Vermächtnis nie eingelöst worden. Den Ausweg aus dieser Misere sah der Film in der Überwindung des beschränkten Denkens und in der Öffnung zur Welt: »Der Rückstand der alten Zivilisation lagerte sich wie der Schlamm des Huanghe in den Adern unserer Nation ab. Der Gelbe Fluß braucht daher ein reinigendes Hochwasser, und das ist bereits gekommen – die industrielle Revolution. Nur der Wind des himmelblauen Meeres kann Regen bringen, aus dem die Löß-Hochebene wieder Vitalität schöpfen kann.«

In der Reaktion auf diesen provozierenden Film spiegelte sich schon vor dreißig Jahren Chinas Alternative wider – jenseits aller ideologischen Richtungen. Während die einen (wie der 1989 nach der Niederschlagung der Demokratie-Bewegung gestürzte KP-Chef Zhao Ziyang) die TV-Serie begrüßten, sprachen andere von einem »Machwerk des Nihilismus«. Die Autoren hätten den Huanghe, Huangdi, ja sogar die (kaiserliche) gelbe Farbe und die gelbe Rasse als ein pessimistisches Symbol gebrandmarkt und die 5000jährige Kultur verunglimpft. Doch die nationale Identitätskrise, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts schwelt, dauerte an. Erst mit dem Amtsantritt Xi Jinpings hat ein Umschwung eingesetzt, der von manchen Außenstehenden voreilig als »Schürung des Nationalismus« gedeutet wird, tatsächlich aber Ausdruck der beginnenden Genesung der Psyche eines über Generationen von inneren und äußeren Feinden geschundenen Volkes sein dürfte.

Kaum ein Jahr nach seiner Berufung zum Staats- und Parteichef verkündete Xi das bisher ambitionierteste Projekt, mit dem Peking in grundlegender Abkehr von der bisherigen Geopolitik vor aller Augen das Tor zur Welt öffnete: die Initiative »Ein Gürtel und eine Straße« (auch: *One Belt, One Road*; abgekürzt: OBOR). Die beiden Komponenten beziehen sich auf den »Wirtschaftsgürtel Seidenstraße« und die »Maritime Seidenstraße des 21. Jahrhunderts«. Hierbei konnte Xi Jinping jeweils an die Geschichte des »Reichs der Mitte« anknüpfen: Vor mehr als 2100 Jahren war der Gesandte Zhang Qian, der zu Zeiten der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) lebte, im Rahmen einer Friedensmission zweimal nach Zentralasien gereist und hatte Verbindungen zu den Ländern an der traditionellen Handelsstraße aufgenommen, die von Ost nach West verlief und Europa mit Asien verband. Am 7. September 2013 stellte Xi vor Dozenten und Studenten der Nasarbajew-Uni-

versität in Kasachstan seine Idee vor, auf der Grundlage eines Kooperationsmodells gemeinsam einen neuen Wirtschaftsgürtel entlang der antiken Karawanen-Route aufzubauen. Die maritime Seidenstraße war zur Zeit der Qin- (221 bis 207 v. Chr.) und der Han-Dynastie erschlossen worden und bildete mit Südostasien als Knotenpunkt eine Brücke für den wirtschaftlichen und kulturellen Austausch zwischen Ost und West. Vor dem indonesischen Parlament in Jakarta regte Xi Jinping am 3. Oktober 2013 an, eine neue »maritime Seidenstraße des 21. Jahrhunderts« zu entwickeln. Sie solle sich nicht auf Südostasien beschränken, sondern auch die Länder Süd- und Westasiens, Nordafrikas und Europas wie auf einer Perlenschnur aneinanderreihen.

Das Projekt startete überaus erfolgreich. Bereits Ende 2016 bekundeten mehr als hundert Länder und Organisationen den Willen, an der Initiative teilzunehmen. Ziel ist es, eines Tages 65 Staaten, drei Viertel der Weltbevölkerung, miteinander zu verbinden. Die 14000 Kilometer lange Landroute führt von Chinas alter Kaiserstadt Xian über die Provinz Xinjiang und Zentralasien in die Türkei, über Osteuropa weiter nach Deutschland und Rotterdam sowie südlich nach Venedig. Die maritime Seidenstraße verläuft über die Straße von Malakka durch den Indischen Ozean über Kenia (Nairobi), um das Horn von Afrika, durch den Suezkanal und das Mittelmeer ebenfalls nach Venedig. Letztlich treffen sich beide Routen in Duisburg, dem größten Binnenhafen der Welt.

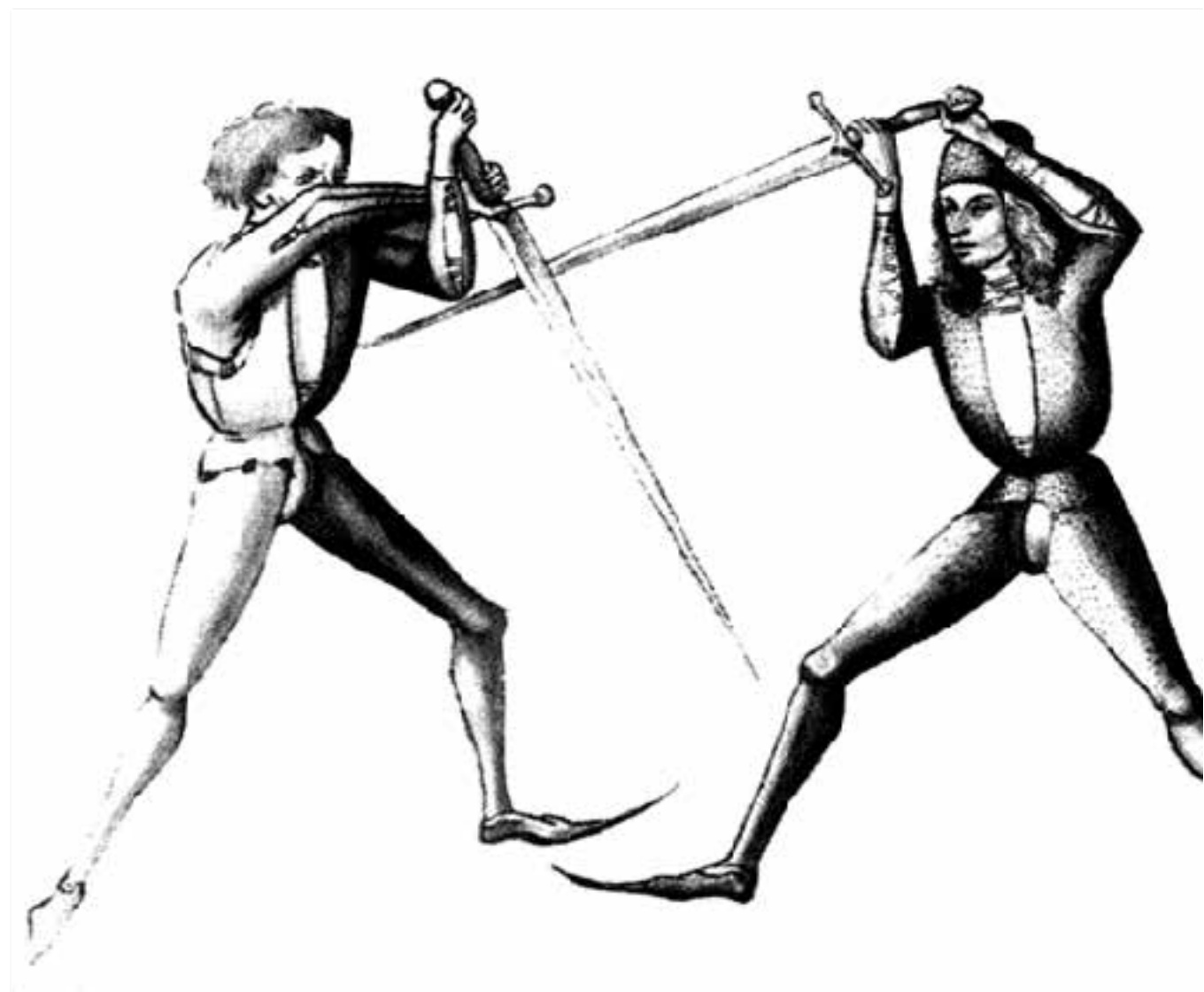
Mit Hilfe Pekings, das eigens eine Asiatische Infrastruktur- und Investitionsbank (AIIB) gegründet hat und eine Billion Dollar zur Verfügung stellt, sollen Häfen, Flugplätze, Straßen, Eisenbahnlinien und Kraftwerke gebaut sowie Kommunikationsnetzwerke errichtet werden. Dieses Projekt ist das größte seit dem Marshallplan, mit dem die USA nach 1945 den Wiederaufbau Westeuropas unterstützten und sich dort gleichzeitig eine bis heute währende Machtstellung verschafften. Natürlich handelt auch China nicht altruistisch, sondern verfolgt drei strategische Ziele: Ausbau und Sicherung seiner Handelswege, um den Warentransport zu erleichtern und zu beschleunigen; Erweiterung des geopolitischen und kulturellen Einflusses in Asien, Afrika und Europa; Abwehr einer möglichen zweiten Eindämmungspolitik der USA, die bis 1972 (vergeblich) versucht hatten, die Volksrepublik nicht zuletzt durch einen militärischen Stützpunktgürtel zu isolieren.

Um einer Konfrontation mit Washington gewachsen zu sein, hat Xi Jinping gefordert, die Volksbefreiungsarmee müsse bis spätestens 2050 eine »Streitmacht der Weltklasse« werden – besonders die Marine, die 2025 ihren ersten atomar betriebenen Flugzeugträger in Dienst stellen soll. Das Londoner Internationale Institut für Strategische Studien (IISS) teilte 2018 mit, China habe erstmals ein Kampfflugzeug (Chengdu J-20) mit Tarnkappen-Eigenschaften entwickelt; damit sei Amerikas Mono-

polstellung auch in diesem Bereich gefallen. Mit 215 Milliarden Dollar seien die Rüstungsausgaben der Volksrepublik bereits die zweithöchsten der Welt hinter den Vereinigten Staaten (611 Milliarden) und weit vor Rußland (69,2 Milliarden) – Tendenz steigend.

Wie weitreichend Chinas geostrategischen Ziele sind, läßt sich an der Übernahme beziehungsweise dem Ausbau ausländischer Häfen ablesen. Von Juli 2016 bis Juni 2017, so eine von der *Financial Times* veröffentlichte Studie, hatten chinesische Unternehmen Vorhaben im Wert von 20,1 Milliarden Dollar bekanntgegeben – eine Verdoppelung im Vergleich zu den zwölf Monaten davor. Der Großteil der Investitionen floß nach Südostasien. Allein in Häfen in Malaysia wollte Peking mehr als 11,5 Milliarden Dollar stecken. Weitere Projekte lagen in Indonesien und Sri Lanka. In Pakistan, in das die Volksrepublik im Rahmen der Seidenstraßen-Initiative 62 Milliarden Dollar investieren will, bauen chinesische Arbeiter den Tiefseehafen Gwadar zu einem neuen Tor zur Welt aus. Auch in Europa sind Häfen bevorzugte Investitionsobjekte. So übernahm die chinesische Reederei Cosco 2016 für knapp 370 Millionen Euro zwei Drittel des Hafens von Piräus. Seit längerem laufen Verhandlungen über Investitionen in den norwegischen Hafen Kirkenes und in zwei Häfen auf Island.

Letztlich soll der ganze Globus mit einem Netz aus bilateralen Beziehungen, die für beide Seiten nützlich und gewinnbringend sind, überzogen werden (auch in Lateinamerika ist Peking für manche Staaten mittlerweile der wichtigste



Handelspartner). Als politischer Hauptprofiteur der wechselseitigen Abhängigkeit könnte China in seinem Selbstverständnis erneut zum Mittelpunkt der Welt werden – der von Xi Jinping propagierte Traum von der »Wiedergeburt der großen chinesischen Nation« wäre dann als neues »Reich der Mitte« wahrgemacht. Durch Xis entscheidenden ersten Schritt ist bereits Realität, was die Autoren der *Heshang*-Serie vor dreißig Jahren noch vergeblich forderten: Chinas Öffnung zum Meer und damit zur Welt. ■

China – Hermetik, Propaganda, Illusionen

von Raimund T. Kolb

Kein Land, das von der besonders uns Deutschen eigenen »emphatischen Fernsolidarität« (Odo Marquard) bei gleichzeitiger Geringschätzung des Eigenen mehr profitierte als China: Die Wurzeln der *sinophilia germanica* reichen tief in unsere geistesgeschichtliche Vergangenheit und generierten nicht wenige Mißverständnisse. So versprach sich der Universalgelehrte Leibniz von China entscheidende Impulse für die Entwicklung von Wissenschaft und Technik in Europa (*Novissima Sinica* 1697) und sein Kollege Christoph Gottlieb von Murr forderte gar 1777, Chinesisch als Universalsprache einzuführen. Die Geschichte der illusionären, selektiven oder realitätsblinden Wahrnehmung chinesischer Wirklichkeit ist eine bis heute ungebrochene. So kann es denn auch nicht verwundern, daß die chinesische Auslandspropaganda bei uns auf besonders geneigte Rezipienten trifft.

Besonders fatal, weil potentiell breitenwirksam, nimmt sich dieser Umstand in dem Apex der »Chinaversteher«, der Gruppe der Sinologen aus. S. W. Mosher schilderte die Folgen für die USA in seinem Buch *China Misperceived – American Illusion and Chinese Reality* (1990). Zur spezifischen Situation in Deutschland liegt leider bisher keine Studie vor. Einen Überblick zur wenig hoffnungsvollen Lage im allgemeinen bietet Carsten A. Holz (University of Hong Kong) in »Have China Scholars All Been Bought?« (*FEER* 170, 3, 2007). Sinologen sind bei Forschungsprojekten und Recherchen aller Art zur Kooperation mit chinesischen Institutionen gezwungen. Besonders betroffen sind hier Politikwissenschaftler, Soziologen und Ökonomen. Will man risikolos recherchieren, ist Selbstzensur geboten. Parteinah argumentation ist das Gebot. Brisante Themen sind – wie kritische Fragestellungen überhaupt – zu meiden. Es ist folglich nicht einfach, an Texte zu gelangen, die sich potentiell heiklen und sensiblen Themen auf wissenschaftlich-kritische Weise zuwenden. Sie sind auffallend unterrepräsentiert.

Die Auslandspropaganda (*Duiwai xuanzhuan*) Chinas ist eine Komponente der Außenpolitik und dient den vitalen Interessen des Parteistaates, nämlich der Erhaltung des politischen Systems und der Staatssicherheit, der Staatssouveränität und territorialen Integrität sowie der kontinuierlich-stabilen Entwicklung

von Wirtschaft und Gesellschaft (vgl. Dai Bingguo, in: *China Digital Times*, 7. August 2009). Ihr ist auf die Fahne geschrieben, »zu einem besseren Verständnis der tatsächlichen Situation Chinas, einer positiven internationalen öffentlichen Meinung hinsichtlich der Schaffung eines Sozialismus mit chinesischen Besonderheiten« beizutragen (Zhao Qizheng, *Xiang shijie shuoming Zhongguo* 2006). Im Fokus der Auslandspropaganda stehen einerseits die ausländischen Korrespondenten im Inland. Ihre Tätigkeit wird durch die Begrenzung der Informationsbeschaffung, Einschüchterung der Informanten und dem Damoklesschwert in Gestalt des Visaentzugs massiv beeinflusst. Überall, wo Informationen zu erhalten sind, ist auch das krakenhafte Propagandasystem präsent.

Andererseits stehen die Journalisten im Ausland und ihre Chinaberichterstattung im Fokus. Hier wird natürlich mehr mit Zuckerbrot als mit der Peitsche verfahren. Wichtige Elemente sind die Konfuzius-Institute, die S. W. Mosher in einem offiziellen Gutachten für das Foreign Affairs Committee als »Trojan Horses with Chinese Characteristics« bezeichnete und die Jörg-M. Rudolph als primäres Propagandawerkzeug entlarvte (»Eine harmonische Welt«, *FAZ* 8. November 2011). Auch spektakuläre Kulturveranstaltungen im Ausland dienen in erster Linie der Parteipropaganda. Hinzu kommt noch im Rahmen der »Zusammenführung der Kräfte von überall« (*ningju gefang lilian*), einer United-Front-Strategie im Dienst der Propaganda, die Einflußnahme auf die Diasporas und vor allem die im Ausland tätigen chinesischen Wissenschaftler (E. Kingsley, *The Globalization of Chinese Propaganda*, 2014, 72–97; D. Shambough, »Chinese Propaganda System«, *The China Journal* 57, 2007, 47–50; He Qinglian, *Wusuo Zhongguo*, Taipei 2007, 276–373). Letztere prägen zunehmend den China-Diskurs auf allen Gebieten mit.

Zugleich sorgen von harschen Sanktionen begleitete Gesetze zur Wahrung von »Staatsgeheimnissen« für einen nach innen und außen gerichteten hermetischen Verschluß »sensitiver« Daten. Artikel 9 (von 35!) des Gesetzwerkes (*Zhonghua renminguo baoshou guojia mimi fa*) von 2010 nennt sieben Felder: bedeutende Entscheidungen in Staatsangelegenheiten, nationale

Verteidigung, diplomatische Aktivitäten, Nationalökonomie und Sozialentwicklung, Wissenschaft und Technik, Staatssicherheit und Kriminalität sowie jede weitere vom Büro für Staatssicherheit bezeichnete Angelegenheit. Hinzu treten also noch jeweils aktuell akzentuierte Problem-bereiche. Für die Durchsetzung sorgen weitere 41 Artikel und die »Büros für Geheimnisschutz« (*baomiju*). Ein rigides umfängliches Zensur-system wacht über die Verbreitung von Informationen in den Medien und im Internet (He Qinglian, 154–206). Das letzte kritische Magazin auf dem chinesischen Festland, *Zhengming* (Hongkong), wurde im Oktober 2017 nach 40 Jahren Recherchejournalismus eingestellt.

Kein Geringerer als der spätere Vize-Premier Li Keqiang ließ in einem Gespräch mit dem US-Botschafter C.T. Rand verlauten, daß Chinas BIP-Zahlen unzuverlässig seien und allenfalls als Referenz herhalten könnten (WikiLeaks, ID 07Beijing1760_a, 15. März 2007). Statistiken dienen seit der Mao-Ära dazu, die »Wirklichkeit herauszuputzen« (*meihua xianshi*). Sie sollen unter allen Umständen ausländische Investitionen befördern, Chinas Stellung in der Welt festigen und offenkundige Probleme und Krisen verschleiern helfen. Knapp 100000 Mitarbeiter sind auf diesem Gebiet tätig.

Da Statistiken des Kader-Evaluationssystems wegen bereits auf der untersten Ebene manipuliert werden und das Parteiregime natürlich grundsätzlich an den »wahren« Zahlen interessiert ist, wird seit geraumer Zeit eine »Bypass«-Methode angewandt, bei der die Informationen direkt auf unterster Ebene eingeholt werden, wo Überwachungsteams für die gewünschte Disziplin sorgen sollen. Daß auch dieses Verfahren nicht wirklich greift, zeigt etwa ein Vorfall im zur Stadt Guangzhou gehörenden Marktflecken Henglan. Angeblich sollten dort 249 Industrieunternehmen in Betrieb sein. Bei der Inspektion von 73 Betrieben stellten sich 38 als überproportioniert beschrieben und 19 als stillgelegt heraus (*Nanfang zhoumo* 18. Juni 2013). Für solche Bypass-Inspektionen stehen nur etwa 14500 Mitarbeiter zur Verfügung, mithin viel zu wenige, und obendrein sind die Erkundungen vor Ort zu kostenintensiv. Zudem wird die Aufrichtigkeit der Informationsquellen vorausgesetzt (Jia Gao, »Bypass the Lying Mouth«, *The China Quarterly* 228, 2012, 950–969).

Anno 2000 ergab der Zensus eine Bevölkerungsgröße von offiziell 1,266 Milliarden. Unvollständigkeit wurde eingeräumt: etwa 20 Prozent der ländlichen Bevölkerung sollen nicht erfaßt worden sein. Aus der Akademie für Sozialwissenschaften in Beijing verlautete damals, daß die eigentliche Größe bei 1,433 Milliarden läge (*Zhengming* 6, 2001, 21; 9, 24). Der letzte Bevölkerungszensus fand im Jahr 2010 statt und ergab offiziell eine Größe von 1,339 Milliarden. Man sollte aber derzeit für China eine Bevölkerungsgröße von mindestens 1,53 Milliarden veranschlagen, denn es gibt allein rund 160 Millionen Wanderarbeiter, die statistisch nicht aufscheinen (J.L. Wallace, »Juking the Stats?«, B.J.Pol.S. 46,

2014). Freilich schönen geringere Bevölkerungsgrößen die Statistik im Hinblick auf Leistung, Ressourcen, Perspektiven usw. Beispiele für statistische Nebelkerzenwürfe sind Legion.

Peter Kuntzes »Pax-Sinica«-Aufsatz kann hier von mir freilich nur selektiv und in drangvoller Kürze kommentiert werden. Eingeleitet wird der Text mit einem propagandistischen Mantra, das er einen »polit-historischen Dreisatz« nennt und unkritisch validiert. Dazu ergänzend: 1. Wie wenig Maos Sieg mit Befreiung einherging, belegen eindrücklich die historischen Ereignisse (F. Dikötter, *The Tragedy of Liberation*, 2013; Brasown/Pickowitz, *Dilemmas of Victory*, 2007). Die KP unter Mao trat von 1950 bis 1978 als ein hinsichtlich Brutalität und Totalitätsgebaren in der Geschichte des Landes einmaliger Ausbeuter auf, dessen ideologischer Wahnwitz allein während der »Großen Sprung Vorwärts«-Kampagne (1958 bis 1962/63) etwa 55 Millionen Tote einforderte. 2. Nicht nur Mao, sondern Chiang Kai-shek handelte, ihm weit überlegen, als ein glühender Anti-Kolonialist. 3. Unbestritten war Deng Xiaopings Revision des Maoismus 1978, vor allem die etappenweise Dekollektivierung in der Landwirtschaft, eine bedeutende Weichenstellung. Das Land lag allerdings 1978 nach fast dreißig Jahren kommunistischer Mißwirtschaft ökonomisch darnieder, weit unterhalb des Pro-Kopf-Einkommens in der Nanking-Ära 1927 bis 1937. Offizielle Zahlen camouflieren erwartungsgemäß diese Niederlage. 4. Dengs Öffnungspolitik stellt kein Novum dar; sie nahm 1872 mit den ersten 120 in die USA entsandten Studenten ihren Anfang. In den 1930er Jahren war der Industriesektor zwar noch immer bescheiden (ca. sieben Prozent des BIP), doch reichte seine Produktivität immerhin aus, zwei Drittel der Kosten des Krieges gegen Japan 1937 bis 1945 zu stemmen. Der Anteil ausländischen Kapitals im industriellen Sektor belief sich damals in manchen Branchen (Montanwesen, Baumwolltuch, Elektrizität, Zigaretten) auf weit über 50 Prozent (A. Feuerwerker, »Economic Trends, 1911–1949«, *The Cambridge History of China* 12/I, 60, Table 10, 62). Mit Deutschland wurde eine Kooperation auf der Basis von Gleichheit und gegenseitigem Nutzen geschlossen – für China die erfolgreichste der Republikzeit (W.C. Kirby, »The Internationalization of China [...]«, *The China Quarterly* 150, 6, 1997, 443/4). Angesichts der Tatsache, daß deutsche Unternehmer nicht erst seit dem *Spiegel*-Bericht (7. Juni 2016) über immense Schwierigkeiten im Land klagen, müßte sie ein Blick zurück in die Republikzeit mit Nostalgie erfüllen.

Chinas galoppierende ökonomische Entwicklung vollzieht sich vor dem Hintergrund einer massiven Degradation aller ökologischen Parameter sowie akkumulierenden sozialen Spannungen. Dazu nur ein paar Brosamen: In den letzten zwei Dekaden verschwanden 28000 Flüsse. In acht Provinzen herrscht akuter Wassermangel. Etwa 140 Millionen Menschen war im Jahr 2013 kein Zugang zu unbedenklichem

Trinkwasser mehr möglich (*Jingji canbao* 14. April 2014). Um die Nahrungsmittelsicherheit ist es miserabel bestellt (z.B. *Food Safety in China*, China Dialogue 2012). Anno 1999 wurden offiziell 53 300 »Massenvorfälle« (*quntishijian*) mit unzufriedenen oder erbosten »Bürgern« eingeräumt; 2005 waren es 87 000 und 2012, laut Akademie für Sozialwissenschaften, um die 100 000 (*Shehui lanpishu* 2013). Die tatsächlichen Zahlen dürften noch weit höher liegen.

Auch das Stereotyp des »über Generationen von inneren und äußeren Feinden geschundenen Volkes«, von dem nun endlich Xi Jinping gesunden läßt, wird von Peter Kuntze unkritisch transportiert. Hier liegt ein grundsätzliches Mißverständnis der chinesischen Gesellschaft vor, das sich der idealistischen Selbstdarstellung der chinesischen Eliten verdankt. Die Geschichte des Landes zeigt militärisch und ordnungspolitisch eine auch im Alltag bemerkenswert gewalttätige Gesellschaft (B.J. ter Haar, *Violence in Chinese Culture, bibliography*, im Internet). Man wird schwerlich in den letzten beiden Dynastien (1368–1911) ein einziges Jahr ohne nennenswerte militärische Vorgänge finden, wie etwa eine vom Verlag der Befreiungsarmee herausgegebene Chronik militärischer Ereignisse belegt (*Zhongguo lidai zhanzheng nianbiao*, 2002, 213–612). Allein zwischen 1949 und 1985 war China in elf außenpolitische Krisen intensivst verwickelt, in acht davon wurden gewaltsame Lösungen angestrebt (u.a. Alastair Iain Johnston: *Cultural Realism - Strategic Culture and Grand Strategy in Chinese History*, Princeton 1998). Auch das organisierte Verbrechen in China ist nicht nur historisch bestens dokumentiert; es stellt auch heute an Umfänglichkeit alle europäischen Gesellschaften weit in den Schatten.

Das Hohelied der Bewunderung für Chinas militärische Entwicklung offenbart sich bei näherer Betrachtung als etwas illusionär. Im April 2017 stellte China seinen zweiten Flugzeugträger (Typ 001A) vor und damit den ersten selbstgebauten. Nicht nur die deutschen Massenmedien sahen bereits eine neue Weltmacht zur See am Horizont aufziehen. Der Rumpf des Jubelobjekts stammt indes aus der sowjetisch-ukrainischen Erbmasse. Das Schiff selbst entspricht einem Schlachtkreuzer mit Flugfeld. Es sei daran erinnert, daß das kaiserliche Japan im pazifischen Krieg bereits 17 Flugzeugträger eigener Baureihen unterschiedlicher Kapazität im Einsatz hatte, die ihren amerikanischen Pendants wenig nachstanden. Das Kampfflugzeug Chengdu J-20 stellt einen Nachbau der Mig 1.44 dar; lediglich die *Stealth*-Eigenschaft kam hinzu, ebenfalls eine importierte Technologie.

Am 8. Juni 2018 wurde der chinesische Diebstahl der Unterlagen des US-Geheimprojektes »Sea Dragon« (Überschall-Anti-Schiffsrakete) gemeldet. Damit ist eine der üblichen, eher beschwiegenen chinesischen Beschaffungsarten innovativer Produkte, nicht nur im Militärssektor, benannt. Allein zwischen 2007 und 2011 wurden 33 gravierende Fälle von erfolgrei-

cher chinesischer Spionage im US-Militärssektor bekannt (u.a. W.C. Hannas et al., *Chinese Industrial Espionage*, 2013, 205–206, Table 8.1) Die Aufwendungen Chinas für das Militär sind selbstverständlich (s.o.) Staatsgeheimnis. Öffentlich genannte Zahlen sind deshalb grundsätzlich politisch konfektioniert.

»Pax Sinica«? Hier mag eine kleine Notiz zum chinesischen Anspruch auf die Paracel- und Spratley-Inseln und das Pratas-Riff angebracht sein. Das chinesische Interesse an den Inseln ist 1909 erwacht, ausgelöst vom japanischen Guano-Abbau auf dem Pratas-Riff, das im gleichen Jahr China gegen hohe Entschädigung überlassen wurde. Im Jahr 1928 erschien dann eine Sammlung von historischen Zitaten, die Chinas Anspruch auf die Inselgebiete belegen sollten (Chen Tianxi, *Xishaodao, Dongshaodaocheng'an huibian*). Das Werk wurde nie übersetzt, kein Wunder, mit keinem der Zitate läßt sich ein Anspruch rechtfertigen. Nicht nur chinesische, auch japanische, vietnamesische, philippinische, malaiische und indonesische Fischer, Kaufleute und Seeräuber tummelten sich gelegentlich im Gewässer um die Inseln. Während der Qing-Zeit (1644–1911) gehörten sie offiziell zum »äußeren Meer«, auf das kein Hoheitsanspruch erhoben wurde (Seekarte *Qingsheng yanhai tu* 1730 bis 1871 aufgelegt). Im *China-Handbuch* 1937–1943 sieht man das Staatsterritorium bis zur Triton-Insel der Paracel-Inseln ausgedehnt. Anno 1948 erfolgte erstmals formal Anspruch auf die Spratleys. Kurzum – der chinesische Anspruch auf die Inseln, noch dazu die Spratleys, 500 Seemeilen von Hainan und nur 200 von den Philippinen entfernt, läßt eine *pax sinica* vermuten, die auf der freiwilligen Unterwerfung der Anrainerstaaten beruht. Aber auch im Umgang mit dem Westen geht China seit Xi Jinpings Machtkonzentration zunehmend auf Konfrontationskurs.

Apropos – die »Pax Sinica« im Inland stützt sich heute in den Städten rasant zunehmend auf Gesichtserkennung (gegenwärtig geschätzte 180 Millionen Kameras; 2020: 600 Mill.), während ein rigides Sozialpunktesystem die »Bürger« zwanghaft konformiert (vergleiche hierzu Kaiser: »Chinas neue Klasse im Zeitalter der Digitalisierung«, *Sezession* 83, April 2018). Totalitarismus pur!

Als Petitesse sei final vermerkt, daß selbst eine Phantasmagorie wie die Kenntlichkeit der Großen Mauer vom Mond aus, die realiter nicht einmal mit bloßem Auge vom Spaceshuttle zu erspähen ist, von Peter Kuntze gutgläubig weitergetragen wird. Die unkritische, faktenferne und geschichtsvergessene Übernahme von Informationen propagandistischer Herkunft und hartnäckiger Stereotypen liefert kein Jota zum besseren Verständnis der VR China, ihrer Politik und ihrer Bedeutung. Von den chinesischen Absichten und ihren Hintergründen wissen wir infolge der mit enormem Aufwand betriebenen Informationskontrolle und Desinformationspropaganda heute leider weit weniger Gesichertes als angenommen. ■

Der Fragebogen

von Martin Lichtmesz

Je mehr sich unsere Gesellschaft multikulturalisiert, umso mehr blüht ihr das Schicksal der USA: die wachsende, neurotische Besessenheit vom Thema »Rasse« und von »rassischen« Unterscheidungen.

Unsere »Progressiven« und »Antirassisten« sind schon lange dabei, amerikanische Vorbilder zu kopieren und die deutsche Noch-Mehrheitsbevölkerung als »Weiße« zu markieren, denen permanent ein schlechtes Gewissen gemacht werden soll. Dabei wird ein »Rassismus«-Begriff eingesetzt, der derart überspannt ist, daß man nach menschlichem Ermessen schlechterdings nicht anders kann, als »rassistisch« zu sein, vorausgesetzt natürlich, man ist »Weißer« (Farbige, sogenannte »People of Color«, können das nicht, weil sie erstens edlere, höhere Wesen sind, die strikt nach egalitären Grundsätzen leben und zweitens durch die herrschenden Machtverhältnisse strukturell diskriminiert und benachteiligt werden).

Es wird in Deutschland genau so kommen, wie in den USA: Je mehr unser Bevölkerungsanteil schrumpft, umso mehr wird die Anspruchsaggressivität der Minderheiten wachsen. Sie werden immer mehr und mehr Teilhabe und Repräsentation einfordern, ihre Identität bekräftigen, unsere anklagen, dekonstruieren und diffamieren, und zu diesem Zweck exzessiv die Opfer- und Diskriminierungskarte ausspielen.

Die *Zeit Campus* hat am 18. Juni 2018 unter dem Titel »Diese 33 Fragen über Rassismus sollte man sich ehrlich stellen« einen tiefgründigen Fragenkatalog im Stil von US-Portalen wie *Buzzfeed*, *Salon* oder *Huffington Post* veröffentlicht. Er soll sich offenbar insbesondere jenen linksliberalen Almans, die sich frei von jeglichem Rassismus wähnen, beibringen, gefälligst auf all die zahllosen weiß-suprematistischen Trigger zu achten, mit denen sie tagtäglich farbige Menschen quälen und erniedrigen. Die Autoren sind drei kraß unterprivilegierte People of Color namens Vanessa Vu, Hasan Gökkaya und Amna Franzke, die auf internationalen Universitäten ihr »journalistisches Handwerk gelernt« haben (Vu) und die bleichgesichtigen Kartoffeln – denn niemand anderes ist mit diesem »man« gemeint – höflich bitten, ihr so selbstverständlich und selbstherrlich ge-

nossenes rassistisches Privileg zu checken und endlich etwas mehr Empathie für Menschen aufzubringen, die anders aussehen als sie. Das kann ja nicht zuviel verlangt sein, oder?

Die meisten dieser Fragen haben den einzigen Zweck, indirekt zu kommunizieren, in was für einem furchtbaren Apartheidsregime Vu, Gökkaya und Franzke ihr Dasein fristen müssen. Versetzt euch mal in ihre hochsensible, von Mikroaggressionen geschundene nicht-weiße Haut! Andere Fragen wiederum dienen der Gewissensprüfung für den frommen weißen Leser, ob er nicht unreine, sündige Gedanken hege, wie etwa den skandalösen Wunsch, lieber unter seinesgleichen leben zu wollen – anders als die Autoren, die ihr Leben unter Weißen aus vollen Zügen und farbenblind zu genießen scheinen, und nicht noch mehr Menschen ihrer Art öffentlich repräsentiert sehen wollen.

Illustriert hat die *Zeit* den Text mit dem Bild eines braunhäutigen, zarten Herrn mit Intellektuellenbrille, der den Betrachter vorwurfsvoll und traurig anblickt, mit einer feinabgestimmten Mischung aus Indignation, Gekränktheit und Arroganz. Er scheint den Tränen nahe, zutiefst verletzt zu sein. Ihr könnt ihn fragen, wo er herkommt, aber seine Würde, seine Menschenwürde – die könnt ihr gedankenlosen Alltagsrassisten ihm nicht nehmen!

Ein in jeder Hinsicht aufschlußreiches und perfekt gewähltes Bild, wenn man mich fragt. Notorisch anfällig für »white guilt« und moralische Erpressungen dieser Art, habe ich die Fragen mit allem gebotenen Ernst beantwortet und kommentiert.

Los geht's.

1. Wie oft wirst du auf einer Party gefragt: Wo kommst du wirklich her?

Geschieht mir andauernd, wenn ich mich mal wieder in Tokyo, Dakar oder Mumbai unters Volk mische und unauffällig so tue, als würde ich dazugehören. [Natürlich wird mir *in meinem eigenen Heimatland* eine solche Frage nicht gestellt. Und die Vertreter meiner Ösi-Mischpoke sind nun einmal mitteleuropäisch-weiß, und man hört ihnen meistens auch am Akzent



an, woher sie kommen. Als ich dagegen noch in Deutschland lebte, wurde ich aufgrund meines Akzents *ständig* gefragt, woher ich komme. Mit dieser Frage wollen uns unsere People of Color mitteilen, wie schwer sie unter der Zumutung leiden, als nicht-weiße Minderheiten in einem weißen Land nach ihrer Herkunft gefragt zu werden. Das eingeschobene »wirklich« signalisiert, daß der Frager absurder- und skandalöserweise davon ausgeht, daß der Gefragte aufgrund seines Äußeren zumindest teilweise nicht-deutscher, außereuropäischer Abstammung sein muß, drückt allerdings auch eine unterschwellige Gereiztheit aus, ob der Anmaßung, daß da einer dazugehören will, der nicht »wirklich« dazugehört.

Ich zweifle indes, ob dieser Einschub denn wirklich so häufig vorkommt wie die Autoren tun. Normalerweise fragt man einfach: »Woher kommst du?«, was von einschlägigen Vordenkern als nicht minder »rassistisch« und »ausgrenzend« gewertet wird. Ein Autor selbiger *Zeit* wagte allerdings das kühne und kontroverse Urteil, daß das Blödsinn sei, eröffne diese Frage doch »neue Welten«, und »sie nicht zu stellen wäre ignorant.« (»Wo kommst du eigentlich her?«, www.zeit.de, 11. Mai 2017). In diesem Sinne bekenne ich mich gerne zu meiner Weltoffenheit und gestehe, daß ich diese Frage auf Partys gerne stelle. Wenn die gefragte Person ein normaler Mensch und kein SJW-Spinner ist, dann redet sie wie alle Menschen gerne über ihre Herkunft, was schnell das Eis brechen und interessante Gespräche anregen kann.

2. Und wie oft fragst du selbst?

Siehe oben.

3. Fragst du Weiße beim Smalltalk nach ihren Großeltern?

Ja, und Nicht-Weiße auch, wenn es sich aus dem Gesprächsthema heraus ergibt. [Ich habe keinen blassen Schimmer, worauf diese Frage hinzielt.]

4. Fühlst du dich jetzt schon von diesem Fragebogen angegriffen?

Nein, ich genieße diesen lauernden, passiv-aggressiven Tonfall und tue dabei so, als würde ich ihn nicht bemerken. [Wer sich angegriffen fühlt, ist Rassist.]

5. Kannst du fluchen, Secondhand-Kleidung tragen, nicht auf Mails antworten – ohne, dass Menschen diese Entscheidung mit Sittenlosigkeit, Armut oder Faulheit verknüpfen?

Im Gegenteil, ich werde permanent (und wie manche Freunde meinen, völlig zu Recht) aller drei Dinge verdächtigt. [Wieder ein subtiler Hinweis auf das angeblich so schwere Diskriminierungsschicksal unserer Autoren und ihrer jeweiligen Stammesmitglieder.]

6. Denkst du, du bist nicht rassistisch, weil du einen Freund mit Migrationshintergrund hast?



Klar, mehr als einer (Sachsen) wäre auch zu dick aufgetragen und unglaublich.

[Mit dieser Frage werden die feineren Gewissensfolterwerkzeuge ausgepackt. Rassistisch ist demnach nicht nur, wer keine Freunde mit Migrationshintergrund hat, sondern insbesondere, wer Freunde mit Migrationshintergrund hat und glaubt, er habe deshalb ein Alibi. So leicht kommt ihr nicht davon. *Au contraire*: Menschen, die besonders häufig ihre andersrassigen Freunde erwähnen, gelten unter Antirassisten heute als extrarassismusverdächtig.]

7. Weißt du, wie viele Muslime in Deutschland leben?

Ja, und auch in Österreich, eine signifikant hohe Zahl von bereits acht Prozent, rasant wachsend. Ich weiß sogar, wieviele Muslime in Österreich und insbesondere in Wien in drei Jahrzehnten leben werden, wenn die Entwicklung so weitergeht. Auch in Deutschland wächst die Zahl stetig.

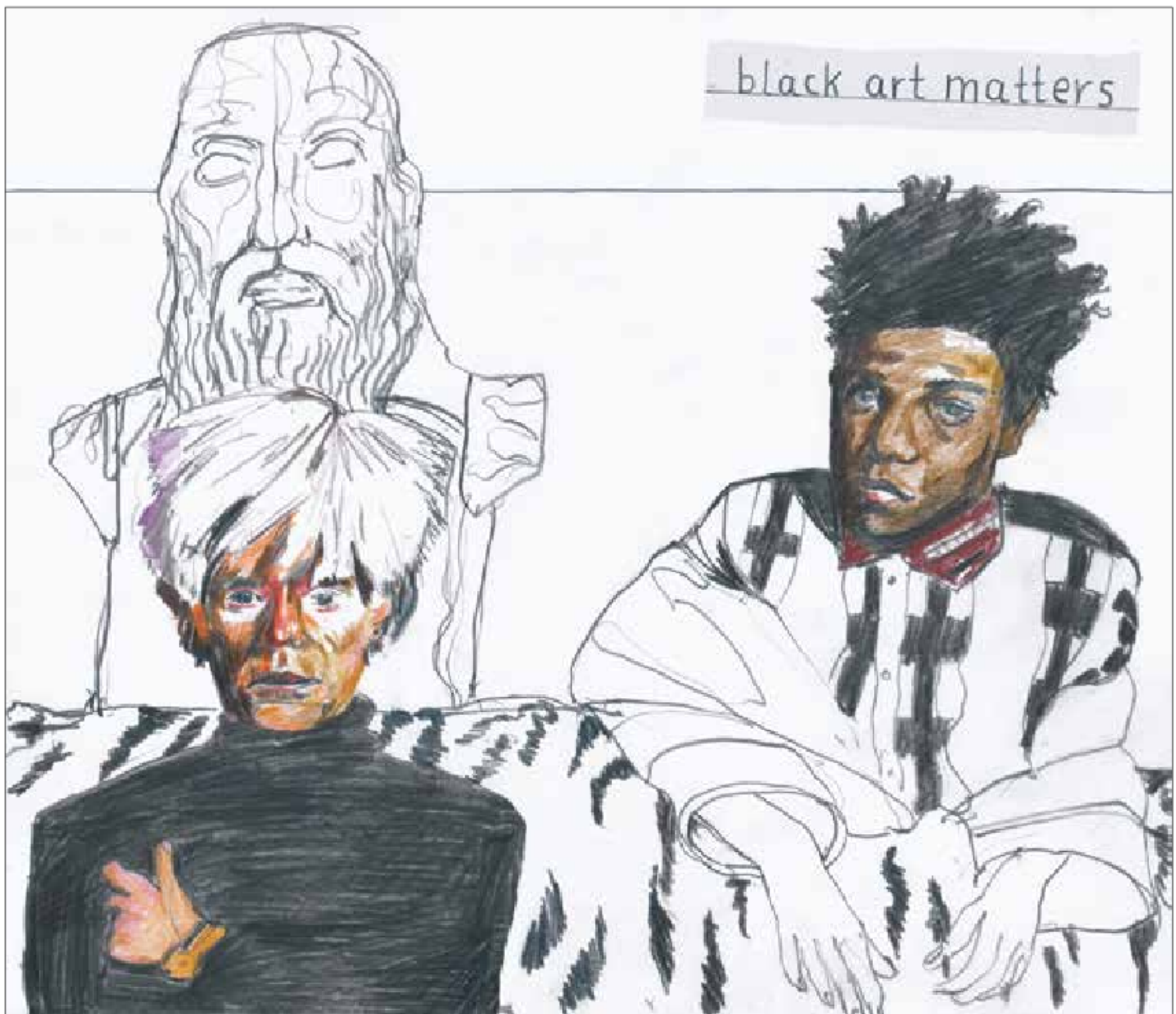
[Der Fragesteller erwartet hier wohl, daß der Gefragte mal kurz gugelt, entdeckt, daß es in Deutschland offiziell »nur« 4,7 Millionen sind, und dann die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, wie rassistisch und vorurteilsbeladen er doch war, weil sein xenophobes Bauchgefühl ihn mindestens 20 Prozent Bevölkerungsanteil schätzen ließ. Nun, erstens wird hier die bereits jetzt erhebliche qualitative Auswirkung dieses quantitativen Anteils ignoriert,

und zweitens wird dieser Prozentsatz lokal teilweise schon weit übertroffen. Vielleicht lebt der Gefragte ja in Berlin, wo der Gesamtanteil der Muslime über zehn Prozent betragen soll, und in Stadtteilen mit großem Ausländer- und Migrantenanteil wie Neukölln, Kreuzberg-Friedrichshain und Wedding um ein Vielfaches höher ist.]

8. Wie viele enge Freunde hast du, die einen asiatischen, persischen oder nigerianischen Migrationshintergrund haben?

Keine, dafür habe ich 104 extrem enge Freunde mit bagandischem, pygmäischem, arakanesischem und grönländischem Migrationshintergrund. Bekomme ich nun Diversity-Bonuspunkte? Werde ich jetzt endlich als lupenreiner »white ally« anerkannt?

[Was soll der Befragte nun antworten? Wenn er in allen drei Fällen punktet, ist er ja doch wieder ein Rassist, weil er – siehe oben – glaubt, daß ihn diese Freundschaften vom Rassismusverdacht reinwaschen. Oder soll er die People of Color im Gegenzug fragen, ob sie auch enge weiße Freunde oder überhaupt weiße Freunde ohne Migrationshintergrund haben? Und wenn ja, wie hoch ist der jeweilige prozentuale Anteil ihrer engen Freunde ohne und mit Migrationshintergrund? Wenn sie mehr enge Freunde mit Migrationshintergrund haben, ist das ein Anzeichen für mangelnde Integration und *vice versa*?]



9. Wußtest du, daß fast jeder Vierte in Deutschland einen Migrationshintergrund hat?

Der »große Austausch« ist eine rechtsextreme Verschwörungstheorie, Nazi!!

10. Fühlst du dich fremd, wenn Leute um dich herum Arabisch oder Russisch sprechen?

Kommt darauf an. Wenn ich mich in Rußland oder Saudi-Arabien aufhielte, würde ich mich logischerweise auf die eine oder andere Weise »fremd fühlen«, weil ich mich in einem fremden Land aufhalte, wo ich objektiv ein Fremder bin, da fremd der Fremde nur in der Fremde ist, wie Karl Valentin sagte. Jeder Mensch »fühlt« sich normalerweise »fremd« und »ausgegrenzt«, wenn die Leute um ihn herum eine Sprache sprechen, die er nicht versteht. Wenn ich in meinem eigenen Land bin, bin ich zumindest befremdet, wenn es häufig und gehäuft vorkommt, daß die Leute um mich herum Arabisch sprechen und dabei keine Touristen sind. Als vom Kreml bezahlter Putinist fürchte ich natürlich keinerlei großen Austausch durch Russen, die außerdem in der Regel ebenfalls weiß sind. Meinetwegen können wir auch mehr (weiße, weibliche) Flüchtlinge aus der Ukraine in Österreich aufnehmen.

11. Fühlst du dich fremd, wenn Leute um dich herum Englisch sprechen?

Nur, wenn sie Neger sind.

[OK, das war nun eine Steilvorlage. Nein, weil es sich dabei in der Regel um Touristen handelt und ich die Sprache verstehe. Bei meinen Besuchen in den USA und Großbritannien habe ich mich allerdings »fremd gefühlt«, weil siehe oben.]

12. Wenn du ein Kind hättest, würdest du es in eine Kita mit mehrheitlich Kindern mit Migrationshintergrund schicken – wenn es in der Nähe eine Kita mit mehrheitlich weißen Kindern gäbe?

Na klar, sein Kind zwecks »virtue signalling« in den Rachen des Multikultimoloch zu werfen, ist natürlich ein ethisches Muß für jeden aufrechten Antirassisten. [Man stelle sich vor: *deswegen* wollen die freundlichen People of Color von der *Zeit* den Bleichgesichtern allen Ernstes ein schlechtes Gewissen machen. Nicht einmal die Ausrede »in der Nähe« wollen sie gelten lassen. Gefinkelte Gegenfrage: Wenn *ihr* ein Kind hättet, würdest *ihr* es in eine Kita mit mehrheitlich Kindern mit Migrationshintergrund schicken – wenn es in der Nähe eine Kita mit mehrheitlich weißen Kindern gäbe?]

13. Wischst du bei Dating-Apps tendenziell weiter, wenn die angezeigte Person nicht weiß ist?

Ich würde gerne, aber ich zwingen mich ständig dazu, es nicht zu tun, um mir meine widernatürlichen rassistischen Präferenzen abzutrainieren.

Haben Fremde schon mal ungefragt Deine Haare angefaßt?



14. Kennst du fünf Bücher von Autorinnen, die nicht weiß sind?

Ja, alle fünf.

15. Wie viele hast du davon gelesen?

Keine, die stehen nur zwecks »virtue signaling« in meinem Regal. In Wahrheit lese ich nur überholten Schund von toten weißen Männern, heimlich am Klo oder unter der Bettdecke.

16. Wie ehrlich warst du bei Frage 13?

[lol]

17. Stell dir vor, du siehst eine rassistische Diskussion im Netz. Würdest du dich einmischen?

Ja, ich würde Links zu Jared-Taylor-Videos posten, bis ich verbannt werde.

18. Hast du dich schon mal eingemischt – im Netz, auf der Straße, in ein Gespräch mit Freunden?

Im Gegensatz zu Linken und Antirassisten habe ich keinerlei Missionierungsgelüste.

19. Wie oft wurdest du schon von der Polizei angehalten und kontrolliert?

20. Also in diesem Monat?

21. Wirst du auch ohne blonde Begleitung in die meisten Clubs gelassen?

Stimme zu, Polizei und Türsteher haben häufig gute Gründe für »racial profiling«.

22. Wurdest du schon mal dafür verprügelt, daß du aussiehst, wie du aussiehst?

Nein, zu meiner Schulzeit waren weiße Kartoffelkinder noch nicht in der Minderheit und wurden nicht von orientalischen Migrantengangs gemobbt, wie es heute in etlichen deutschen Großstädten täglich passiert.

23. Stört es dich, wenn deine Eltern ganz anders über Migrantinnen denken als du?

Ja, diese Hippie-Achtundsechziger sind mir viel zu tolerant.

24. Haben Fremde schon mal ungefragt deine Haare angefaßt?

Tröstet euch, oh Kräuselhaarige dieser Erde. Dergleichen passiert blondgelockten Menschen auch nicht gerade selten, wenn sie in Asien und Afrika unterwegs sind. Dort geschieht das in der Regel sogar noch unmittelbarer und naiver als in unseren aufgeklärten Gefilden, wo der Anblick eines Mohren längst keine Seltenheit mehr ist. So ist das mit dem Reiz und der Relativität des Exotischen.

25. Gibst du dir viel Mühe, die Namen spanischer, italienischer oder französischer Fußballspieler richtig auszusprechen, die von türkischen und vielen anderen aber nicht?

Also bitte! Wenn ich mir schon die Mühe mache, aus tiefem Respekt die Namen französischer Fußballspieler wie N’Zonzi, N’Golo Kantém,

Ja, besonders beim Tanzen, Kopfrechnen und Basketballspielen.

29. Welches Bild kommt dir in den Kopf, wenn du an schwarze Männer denkst?

30. Welches Bild kommt dir in den Kopf, wenn du an muslimische Frauen denkst?



Mbappé und Djibril Sidibé möglichst korrekt auszusprechen, dann sind die Gündülücçigans oder Mmbwubutus dieser bunten Welt ein Klacks für mich. Und bekanntlich hat man ja auch in der Türkei und im Kongo ähnliche Skrupel bezüglich der korrekten Aussprache deutscher und europäischer Namen. [Die Raffinesse der Fragen steigert sich.]

26. Wie würdest du dich fühlen, wenn deine neuen Nachbarn eine afghanische Familie wären?

Ich würde nach meinem letzten Informationsstand über diese freundlichen und unauffälligen Menschen aufjauchzen und frohlockend einer mutmaßlich streßfreien und bereichernden Nachbarschaft entgegensehen.

27. Wie würdest du dich fühlen, wenn deine neuen Nachbarn eine schwedische Familie wären?

Eine derart unverschämt weiß-weiße Nachbarschaft, noch dazu in ihrer historisch belasteten nordischen Ausprägung, kann ich unmöglich in meinem *Safe Space* dulden, zumal es sich hier laut Stig Larsson insbesondere bei den sich als männlich identifizierenden Exemplaren um sadistische Vergewaltiger und Frauenhasser handelt, ganz im Gegensatz zu den Afghanen.

28. Bezieht es irgendjemand auf dein Aussehen, wenn du etwas nicht so gut kannst?

31. Hast du schonmal gedacht: Wenn ich könnte, würde ich nur mit Menschen zusammenarbeiten, die so sind wie ich?

Im Gegenteil, es ist super, wenn ich mich konzentrieren muß, während ich von möglichst vielen Menschen umgeben bin, die alles anders sehen als ich und ständig alles ausdiskutieren wollen.

32. Siehst du Menschen, die dich repräsentieren, wenn du den Fernseher anschaltest oder eine Zeitung aufschlägst?

Leider nein, da mir die österreichische Regierung nicht rechts genug ist.

33. Wie oft geben dir Menschen in deinem Umfeld das Gefühl, daß du nicht zu dieser Gesellschaft gehörst?

Niemals, dank meines weißen Privilegs werde ich ständig von kreischenden Fans mit Sprechchören bejubelt, beispielsweise auf der Frankfurter Buchmesse. ■

Die Illustrationen zum Fragebogen steuerte ein Künstler bei, der unter dem Pseudonym ZEICHENTWEET im Netz veröffentlicht (twitter.com/zeichentweet). Sein Motto: »Ich befrage die alltäglichen Bilder – und bekomme Antworten«.

»Schwund an Originalität« – Spitzenfußball und Propaganda

von Wiggo Mann

»Elf Freunde müßt ihr sein, dann könnt ihr das Spiel gewinnen.« Dieser Spruch, seine Herkunft ist nicht genau zu eruieren, hing vormals zuweilen über Kabinettüren. Waren es nun »elf Freunde«, die für Deutschland jüngst bei der Fußball-Weltmeisterschaft auf dem Platz standen? Die Frage ist im Blick auf die Leistung und das Zusammenwirken der Akteure der Fußballnationalmannschaft (seit einigen Jahren firmiert sie unter dem offiziellen und rudimentären Etikett »Die Mannschaft«) eher rhetorischer Natur. Man ist diesmal so früh wie noch nie, in der Gruppenphase, aus dem Turnier geschieden. Im Geflecht der Gründe spannten nicht nur die Satttheit und Schlaffheit derjenigen, die schon alles gewonnen hatten, was es zu gewinnen gibt, ihre Fäden, sondern als mißstimmiger Dauerton durchpulte auch die mal plakative, mal subtile politische Instrumentalisierung des Ereignisses und seines Umfelds die Szenerie.

Nun ist die Weltmeisterschaft beendet, und der Blick der Fußballinteressierten wendet sich wieder dem Vereinsfußball zu. Selbst die Elite hat noch eine Spitze, sie tritt in der »Championship« an. Dort bannen die Spiele seit Jahren die Massen, je Ereignis zwei Stunden lang unter gut zweitausend Lux gleißenden Kunstlichts, einerlei von Moskau bis Lissabon und von Malmö bis Neapel, Ausdruck nivellierender und artifizieller Moderne. Die Nacht wird zum Tag, nachdem der Tag schon Unrast war, und ein zum Philosophen gewordener Meßkircher Mesnerbub würde die Vermeidung solchen Tuns empfehlen.

Die Gründe für die Faszination, welche der Spitzenfußball auf die Massen ausübt, können hier nur schlaglichtartig beleuchtet werden: Kompensation ist das Schlüsselwort. Karl Jaspers etwa sah in seinem Werk *Die geistige Situation der Zeit* schon vor über einem Dreivierteljahrhundert im Sport einen »Rest von Befriedigung unmittelbaren Daseins, in Disziplin, Geschmeidigkeit, Geschicklichkeit.«

Fußball ist außerdem ein originäres Betätigungsfeld für Männer, bei dem – ganz im Gegensatz zur politisch konsequent und unablässig exerzierten, den Zeitgeist mittlerweile deutlich prägenden Feminisierung so gut wie aller Bereiche des öffentlichen Lebens – sie einen Bezirk finden, in dem sie ihre Kräfte ausschließlich

aneinander selbst messen können, zum Zwecke der Stärkung des Selbstverständnisses. Muskeln sind gespannt, Gesichter gezeichnet. Im Ganzen erinnert das Geschehen an eine kämpferische, sich gut zum Männlichen fügende Auseinandersetzung, die dem Mars nahe, der Venus fernsteht.

Hinzu kommt, daß im Spitzenfußball nur eine sehr kleine Auslese von Sportlern mithalten kann: Männer, die in jeder Hinsicht auf die Auseinandersetzung hin optimiert, also in Form gebracht werden und sich diesem Vorgang proteushaft unterwerfen. Vielleicht liegt auch hier ein Grund für die Faszination, die solche Ereignisse auf die Massen ausüben: Das Verlangen nach dem Außerordentlichen in einer Welt, in der seit Jahrhunderten und in wohl zunehmendem Maße Kräfte wirken, die das einzigartig und unterschiedlich im Menschen Hervortretende ins Gleichförmige zu richten suchen.

In den Spielen solcher Spitzenmannschaften treffen mittlerweile Spieler aus manchmal einem Dutzend Nationen aufeinander. Dem herkömmlichen Zeitgenossen wird nun ein kritisches Licht auf das Diktum der auf einen Ort verdichteten Vielvölkerschaft nicht behagen. Die multiethnische Ausrichtung der Gesellschaft und damit eben auch der Fußballkader sei nun einmal das, was sie sei, nämlich eine Tatsache, die jetzt eben gelte und der man sich zu beugen habe. So könnte seine Antwort lauten. Der dahinterstehende Gedanke ist in diesem Fall so sehr zur Norm avanciert und hat die Vorstellungskraft derart in Beschlag genommen, daß er gewöhnlich nicht mehr auffällt und hinterfragt wird. Er hat sich ins Selbstverständliche eingefleischt. Bereits Arnold Gehlen hatte ja in *Die Seele im technischen Zeitalter* einen »Faktenpositivismus« attestiert, in dem »die Welt voller Fakten mit ihren ebenso faktischen Erklärungsgründen einen Zusammenhang bildet, der, durch sein bloßes Dasein und seine tatsächlichen Eigenschaften legitimiert, sich selbst genügt.«

Den rechtlichen Auslöser für die forcierte Internationalisierung markierte das »Bosmann-Urteil«, das 1995 vom Europäischen Gerichtshof ergangen war und das im Sinne der Freizügigkeit die Beschränkung der Zahl von Spielern aus anderen EU-Ländern aufgehoben hatte. Zudem wurde die Notwendigkeit von Transferzah-

lungen für einen Spieler nach Auslauf eines Vertrags aufgehoben. In der Folge kam es zu einer starken Steigerung der Zahl ausländischer Akteure in den Profimannschaften in der EU.

Eine Rückblende auf den Kader aus dem ersten Jahr des FC Bayern in der Fußball-Bundesliga, der Spielsaison 1965/66, zeigt, daß die Nachnamen oft oberdeutschen, ja bayerischen Klang (Brenninger, Kroiß, Kunstwadl, Maier) aufweisen. Für Aufsehen sorgte noch 1973 die Verpflichtung von Jupp Kapellmann, der damals vom Rhein (1. FC Köln) intranational an die Isar kam. Als die Mannschaft ihre ganz hohe Zeit hatte, Anfang bis Mitte der Siebziger Jahre, rekrutierten sich von den Spielern des engeren Kadern (Beckenbauer, Breitner, Dürnberger, Hoeneß, Maier, Müller, Roth, Schwarzenbeck) fünf aus Oberbayern und drei aus dem bayerischen Schwaben. Eine solche Betrachtung wirkt angesichts der heutigen Verhältnisse anachronistisch, freilich ist auch der damals durchschlagende Erfolg dieser Konstellation nicht zu bestreiten. Der Vereinsname Bayern München bezog sich also nicht nur, was die Übungs- und Heimspielstätte der Mannschaft betraf, auf die Stadt und auf das umgebende Land, sondern er traf auch weitgehend auf die Herkunft der Spieler, die selbstredend die Ingredienz schlechthin des Spiels sind, zu.

In der Saison 2017/18 gehörten dem Kader der engeren, hauptsächlich spielenden Mannschaft bei 21 Akteuren dann noch neun Spieler mit deutschem Paß an. Innerhalb eines halben Jahrhunderts also hat sich die Zusammensetzung der 1. Mannschaft des FC Bayern München von einer vornehmlich bayrisch-deutschen in eine solche stark multiethnischer Prägung verwandelt – im Grunde ein Spiegel der Vielvölkerschaft der Stadt München. Die dortige Stadtverwaltung verkündet denn auch in ihrem Internetauftritt, es lebten derzeit »in München Menschen aus 180 Nationen«, und sie alle machten »die Stadt zu einer vielfältigen und toleranten Metropole.«

Daß der FC Bayern München was die Multiethnizität angeht, auf dem Parkett der europäischen Spitzenmannschaften keine Ausnahme, sondern die Regel darstellt, ließe sich leicht demonstrieren. Die einheimische Nationalität erscheint dabei dann nicht mehr als das maßgebende, sondern nur noch als ein den Ausgleich bewerkstellendes Glied in der Spielerkette Babels, in die sich der Autochthone integriert. Und es erscheint wie ein Akt der Kompensation, wenn der Verein die tragende »Rolle« des Spielers Thomas Müller, des letzten originären Bayern in der Stammformation, hervorhebt. Austauschbarkeit läßt freilich die Zahl ins Spiel kommen, die numerische Potenz wächst und das quantitativ nicht zu fassende Eigene verschwindet.

»Schwund an Originalität«. Der Ausdruck stammt von Ernst Jünger, der 1965 auf einer Schiffsreise in Hongkong an Land ging und in seinem Tagebuch dazu eine »Verstimmung, im Vorgefühl ... auf einen der großen Mischkessel zu kommen« vermerkt hatte. Vorher nimmt er

in Manila bereits einen »Schwund an Originalität, wie überall auf der Welt« wahr. Hier treten unvermittelt Äußerungen der mit durchdringender ethnischer Heterogenität an einem Ort konfrontierten Psyche auf den Plan. Es ließe sich dabei doch die Frage aufwerfen, inwieweit in einem »melting pot« der Ethnien Vertrauen zueinander als eine Grundvoraussetzung für Entwicklung und Lebensqualität entstehen und aufrechterhalten werden kann. In einschlägigen Aktionen demonstrativ zur Schau getragenes Miteinander verstärkt hier den Zweifel eher, als daß es ihn mildert.

Wie stark internationaler Spitzenfußball nicht nur als Vehikel für das Propagieren von Multiethnizität, sondern ganz allgemein für Gleichheitskonstruktionen benutzt wird, ließe sich an einer Vielzahl von Beispielen veranschaulichen, die sich dem trotz ständigen medialen Trommelns noch aufmerksamen Beobachter zeigen. So wird man etwa in der Halbzeitpause der Übertragung von Championsleague-Spielen gern mit bekannter »No to racism!«-Werbung der UEFA konfrontiert, bei der im flotten Takt jeweils eine gegenwärtig Weltklasse spielende Idolfigur nach der anderen in ihrer Landessprache entschieden und eindringlich eben diesen Appell aufsagt, das zuweilen martialisch anmutende Gesicht dabei in frontaler Nahaufnahme in die Kamera gerichtet. Dem Rassismus wird dabei zwar medial und an die Millionen gerichtet eine scheinbare Absage erteilt, als bloße »Anti«-Version tritt er über die Hintertüre unweigerlich und postwendend aber wieder ins Zimmer der aufdringlichen Inszenierung herein. Er wird also gerade nicht ausgehebelt, sondern in einem Spiegelbild bestätigt und zudem durch mantrahaftes Wiederholen noch potenziert.

Zurück zum Spiel. Die Strahlkraft und die gesellschaftliche Relevanz des Spitzensports, in Europa speziell des Fußballs, ist so stark, daß sich bereits 1974 anlässlich des Endspiels der Fußball-WM in München der damalige Bundeskanzler Schmidt und Bundespräsident Scheel auf der Tribüne einfanden. Die Erreichbarkeit der Vielen, die seither auch noch viel mehr geworden sind, hat sich deutlich gesteigert. Damit einher geht die mediale Wirksamkeit und die Möglichkeit, politische Botschaft einflußnehmend zu transportieren. Ihr heutiger Inhalt könnte lauten: »Seht, hier ist nun unsere Vision der Einen Welt funktionierende Wirklichkeit geworden.« Professioneller Fußball als Ereignisraum progressiver Postulate, so könnte eine Kurzformel das Geschehen näherungsweise fassen.

Was bleibt? In die Asche blasen und den Äther trüben? Nein, unverdrossen *spielen*, entbunden von roboterhafter Mechanik, dem Vermessen von Laufkilometern und diätetischer Lebenshaltung, barfuß auf Stoppeln eben gemähter Wiesen, fernab der Kameras und Mikrophone. Es braucht wenig und hat doch Anlage zu einer ganzen und gesünderen Welt. Das Spiel ist zurück und mit ihm etwas von Originalität und »Sphären rollender« Schillerscher Freude. ■

»Ich will mit aufrechten Menschen Umgang pflegen«

Konrad Markward Weiß im Gespräch mit Jean Raspail

J.R.R. Tolkien pflegte auf Fragen zum Hintergrund seiner Werke zu antworten: »Essen Sie die Rindsuppe und verlangen Sie nicht, die Knochen des Ochsen zu sehen«. Aus Anlaß des Erscheinens Ihres Romans *Die Blaue Insel* im Verlag Antaios muß ich aber genau danach verlangen ...

»Sie haben die Gänseleberpastete gegessen, warum wollen Sie noch die Gans kennenlernen?« ist die Wendung eines anderen englischen Autors, die ich zu benutzen pflege. Das sagte auch Jean Anouilh jenen, die seine Biographie verfassen wollten. Er hat stets abgelehnt, nie seine Memoiren geschrieben, erst lange nach seinem Tod hat einer seiner Freunde eine Biographie veröffentlicht, aber Anouilh sagte immer: »Eine Biographie ist nicht mein Leben, mein Leben sind meine Werke«.

Unmittelbar vor *Die Blaue Insel* erschien *Sie waren die ersten* über die Ureinwohner Patagoniens, das Ihnen sogar in der linken *Libération* die Würdigung eingebracht hat, »selbst die Rechte hat ein Herz«; unmittelbar danach *Sire*. Was war dazwischen der Anlaß, mit der *Blauen Insel* die stark autobiographischen Erinnerungen einer Jugend vor dem dramatischen Hintergrund des Zweiten Weltkriegs zu verfassen?

Ich habe keine Ahnung. Ich sage oft zu Interviewern, daß sie mir Fragen stellen, die ich mir selbst niemals gestellt habe. Wahrscheinlich wollte ich ein bißchen variieren, um auf andere Gedanken zu kommen; davor hatte ich über Patagonien und seine Bewohner alles gesagt, in einem sehr gelungenen Buch, bei aller Bescheidenheit. *Die Blaue Insel* ist bisher nicht sehr viel übersetzt worden – ins Englische, Niederländische, Spanische und Griechische. Ich habe übrigens meinem handschriftlichen Verzeichnis schon hinzugefügt: Antaios, Deutschland, 2018.

Es ist wie gesagt offenkundig, daß dieses Buch stark autobiographisch ist ...

Hören Sie – nein, es ist idiotisch, »Hören Sie« zu sagen, natürlich hören Sie zu! (lacht). Ich habe diese Zeit des Krieges und der Besatzung in ei-

nem Alter erlebt, in dem man nicht nachsichtig ist. Als der Krieg begann, war ich fünfzehn. Ich hatte aber damals schon einen recht ausgeprägten Überblick über die Geschichte Frankreichs. Es war fast wie ein zweites inneres Erleben, auch hinterher weiter an diese Zeit zu denken und ich denke auch heute noch sehr oft daran. Der Vergleich ist womöglich ein bißchen übertrieben, aber im Grunde habe ich diese Epoche genauso durchlebt wie die Hauptfigur aus Stendhals *Kartause von Parma*. Mit 19 oder 20 bricht er auf und begibt sich nach Waterloo, er folgt der französischen Armee, um zu sehen, was sich ereignet. Nicht um Krieg zu führen! Er ist überall herumspaziert, beobachtend – diesen Einfall fand ich außergewöhnlich und habe damals besagtes Buch aus der Bibliothek meines Vaters oft gelesen und meine »Kriegszeit« in ähnlicher Weise verlebt. Ich habe mein Fahrrad genommen, bin losgezogen und habe beobachtet. Ich habe mich nicht auf der einen oder der anderen Seite engagiert, aber ich wollte alles sehen. Und ich habe sehr viel gesehen. Während der Befreiung von Paris war ich überall unterwegs und hatte einen gewissen *Degout*, keine Verachtung, aber einen *Degout*, einen Widerwillen gegenüber dem französischen Volk, dem ich ja angehöre, aufgrund der Art und Weise wie die *Libération* vor sich gegangen ist. Und vor allem, wie man sie dann hinterher dargestellt hat. Auch während dieser drei Tage war ich überall. Bei dieser Technik bin ich geblieben. Das selbe habe ich im Mai 68 wieder getan. Ich war wieder überall – und wieder derselbe *Degout*.

Sie sagten, daß man als Heranwachsender wenig Nachsicht hätte, insbesondere gegenüber den Altvorderen – aber noch weniger Nachsicht haben Sie in der *Blauen Insel* für sich selbst, wo Sie sich teils geradezu herabsetzen ...

Während einiger Zeit war ich in der Tat ängstlich, ich stürzte mich nicht eben in Gefahren. Gewiß bin ich dort mir gegenüber sehr hart. Ich habe mir oft die Frage gestellt – und das hat eigentlich nicht sehr viel mit dem Buch zu tun – aber 1940, als ich 15 Jahre alt war, hätte ich mich entweder nach London aufmachen können, wie es eine gewisse Zahl junger Franzosen

getan hat, oder an der Ostfront kämpfen, wie es ebenfalls einige taten. Aber ich hatte den Drang weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Ich habe mich immer gefragt warum, bis heute. Es war wohl so, daß ich mich zwar nicht nicht, aber eben jeweils nicht genug betroffen fühlte. Aber ich werfe es mir ein wenig vor. Dieser zurückgenommene, ängstliche Charakter also, ja, das war ich.

Sie geben eine sehr detailreiche Schilderung, ein Sittenbild Ihres Milieus, Ihrer Familie, an der Schnittstelle zwischen Großbürgertum und Landadel – was wurde in Frankreich daraus?

Diese Kreise existieren nach wie vor, aber ohne die positiven Merkmale von seinerzeit. Seinerzeit waren das Clans. Eine Familie, das waren mehrere Familien. Es gab die Raspails, die Cousins von jenen, die wiederum die Cousins von diesen waren, undsoweiter – man bildete jedenfalls einen Clan. Es gab ähnliche Grundhaltungen, wir waren sehr gut erzogen. Wir machten selbstverständlich einen Haufen Unfug, aber es gab eine gewisse Eleganz, eine Art natürlicher Haltung, die es heute nicht mehr gibt. Man erkannte damals sofort, wer zum Clan oder zum Nachbarclan gehörte – und wer nicht. Heute nicht mehr.

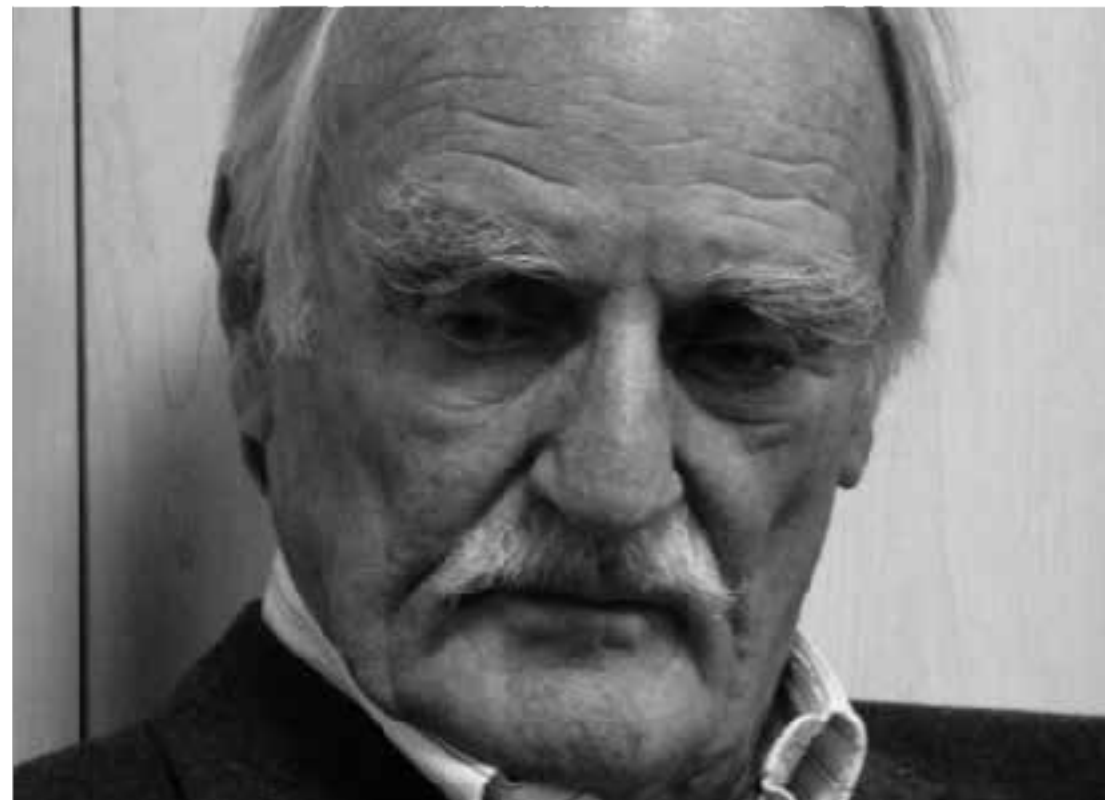
Die *Blaue Insel* handelt vom *exode*, der Flucht eines großen Teils der französischen Armee, der Regierung – und dem daraus resultierenden Abscheu der Jugend. Der jüngst verstorbene Max Gallo hat das berühmte Buch *Die fünfte Kolonne* geschrieben, die eine Art von Unterwühlungsarbeit in Frankreich betrieben haben soll. War die Katastrophe von 1940 tatsächlich bis zu einem gewissen Grad das Werk solcher »Termiten«, oder wie erklären Sie sich den totalen Zusammenbruch?

Nein. Frankreich ist moralisch zusammengebrochen, bevor es dann auch faktisch zusammengebrochen ist. Es war schon zusammengebrochen, als der Krieg begann. Das ist Anfang der 30er Jahre geschehen, als es erhebliche soziale Unruhen gab, zahlreiche Affären, man spürte einen Niedergang, schon damals.

Sie erwähnen im Buch wiederholt Chansoniers wie Maurice Chevalier und deren hedonistische »Pfeif drauf-Mentalität« – kam der schleichende Niedergang auch von dort?

Das war exakt das Frankreich dieser Epoche – und da wunderte man sich dann noch, daß es zusammengebrochen ist? Ich zitiere viele dieser Lieder in der *Blauen Insel*. Und dann kamen die Deutschen, mit dem bekannten Ergebnis. Ich weiß zwar nicht, was die Deutschen in der Vorkriegszeit gesungen haben, aber so etwas mit Sicherheit nicht. Seien Sie gewiß, ich spucke nicht auf mein armes Land, aber so war er, der Geist der Epoche. Im Übrigen treten wir wieder in denselben Zyklus ein.

Sie haben das Phänomen schon im *Heerlager der Heiligen* beschrieben, diese zersetzerischen kulturellen und medialen Kreise. Allerdings gab es dort, wie auch in der *Blauen Insel*, schon vor dem tatsächlichen Schießkrieg, einen widerständigen harten Kern ...



Ja, während des Sitzkriegs – und in der Tat gab es da Leute, die sich schlagen wollten und meinten, daß es lächerlich sei, in der Etappe zu bleiben, mit ihren Unterhaltungsprogrammen oder Soldaten-Glühweinabenden; Leute, die Freikorps bildeten, die man heutzutage Kommandos nennen würde und die deutschen Linien im Warndt angegriffen haben.

Sie zitieren auch die berühmte Radioansprache von Pétain und schreiben, daß sie »im Austausch für eine vorübergehende Atempause nur Entsagung, Illusionen und Spaltung mit sich brachte, für die wir noch immer bezahlen« ...

Das ist eine Überzeugung, zu der ich nach und nach gelangt bin. Wir haben uns nicht rehabilitiert. Ganz am Ende gab es immerhin die Intervention der 1. Armee, mit Général de Lattre de Tassigny, die von Süden kam, nach der Landung in der Provence – das war eine echte Revanche. Es gab echte Schlachten, aber wir haben uns trotzdem nicht rehabilitiert, denn es war kein allgemeiner Impetus.

Und weiter zu Pétains Rede »... aufgrund derer der beste Teil unserer Eliten und von dem, was man *France profonde* nennt, für lange Zeit neutralisiert wurde«. Was wurde aus diesem »tiefen Frankreich«?

Es ist dabei, sich neu zu konstituieren, es gibt wieder gewisse ideelle Bewegungen. Keine politischen Parteien, welcher Art auch immer, aber eine allmähliche Renaissance. Einen Respekt vor sich selbst, eine gewisse Moral, nach der man sein Leben ausrichtet usw. In unseren Familien gab es Dinge, die man schlicht und einfach niemals getan hätte. Es gab das, was man »anständige Leute« nannte. Die heutige Renaissance hat mit der *manif pour tous* begonnen, die sich keineswegs ausschließlich gegen die gleichgeschlechtliche »Ehe« und das entsprechende Adoptionsrecht richtete, das reicht wesentlich weiter, an die Wurzeln der Familie insgesamt.

Apropos Familie: Sie sprechen viel von Ihrem Vater. Welche Rolle spielte er in den Kriegstagen und für Sie insgesamt?

Er war vor dem Krieg ein wichtiger Ratgeber von Ministern und stand etlichen Unternehmen vor. Nach Juni 1940 hat er alle seine Posten aufgegeben, weil er nichts mit den Deutschen als Besatzern zu tun haben wollte – ohne im mindesten germanophob gewesen zu sein. Im Gegenteil, schon vor dem Krieg untersagte er strikt, in seiner Gegenwart irgendeinen der zahlreichen französischen Schimpfnamen für Deutsche zu gebrauchen. Er sprach fließend Deutsch und empfand für Deutschland – vor Hitler – echte Wertschätzung und hatte es ausgiebig bereist. So hörte ich oft von den Deutschen und habe meinerseits begonnen, mich für dieses Land und seine Mentalität zu interessieren.

rekrutieren sich jetzt von überall her; davor war es wie bei den Deutschen und Engländern: Regimenter, deren Personal aus der Region kam und dadurch einen landsmannschaftlichen Korpsgeist hatten. Ich glaube, das muß er wohl sein – der Leitgedanke dieser kleinen Territorien, von denen es in Europa ja noch einige gibt. Meine *Sieben Reiter* sind davon, von Deutschland, inspiriert.

... und der weitverzweigte Clan der von Pikkendorfs, dessen Vertreter in fast jedem ihrer Romane früher oder später auftauchen ...

Das war eine Art Spiel, aber woher es gekommen ist? Ich hatte schlicht Lust, einen neuen Charakter einzuführen. Und so habe ich die Pikkendorfs erfunden, die Deutschen, die Französischen, die Englichen. Die Pikkendorfs ver-



Der Roman *Die blaue Insel. Juni 1940* erscheint Ende August im Verlag Antaios. Der Übersetzer Konrad Markward Weiß hat im Verlauf seiner Arbeit Jean Raspail aufgesucht und Details geklärt. Bei dieser Gelegenheit führten Autor und Übersetzer ein Gespräch über die schriftstellerische Herangehensweise und autobiographische Zusammenhänge. Es liegt hier in gekürzter Fassung vor.

Erhältlich bei antaaios.de

Deutschland spielt denn auch in vielen ihrer Bücher eine wichtige Rolle ...

... obwohl ich selten den Fuß nach Deutschland gesetzt habe. Wirklich gut kenne ich nur die Saar, viel unterwegs war ich auch am Oberlauf der Donau, in diesen ehemaligen kleinen Fürstentümern, mit ihrem besonderen Menschen-schlag.

Es scheint, daß ein besonderes Faszinosum innerhalb der deutschen Geschichte diese ehemalige Vielfalt kleiner Territorien ist?

Sehr viel vielfältiger als das zentralistische Frankreich. Es hielt sich aufgrund dieser kleinen Territorien wesentlich länger als bei uns ein gewisser Lebensstil, der wohl erst Anfang des 19. Jahrhunderts endete, mit Napoleon beginnend. Zivilisiert, organisiert, mit hoher Wertschätzung für Königs- oder Fürstentum – und ich empfand sie immer als ausgesprochen schick, diese Fürstentümer; das ist doch etwas anderes, als zu wissen, dass man aus dem Département Nr. XY stammt. Die Deutschen hatten ihre Geographie nicht kaputt gemacht, die französische Republik schon, absichtlich. Die regionalen Regimenter sind praktisch abgeschafft worden. Sie

körpern für mich Europa, das alte Europa, sein Fundament, wo man derselben Zivilisation angehörte, demselben religiösen Bekenntnis, wo die Erziehung oft dieselbe war, die Gebäude, die Kathedralen, die es ebenso im tiefsten Deutschland gibt wie im tiefsten Frankreich. Das ist das Europa, das man hätte bauen sollen, anstelle dieses Schwachsinn, den man sich idiotischerweise ausgedacht hat. Die Pikkendorfs repräsentieren für mich Deutschland, aber auch Europa. Und gerade die deutsche Aristokratie hatte sehr viel Schneid und Haltung. Es gab da eine Dame, die mich sehr beeindruckt hat, und die für mich den Inbegriff der deutschen Haltung darstellte, die Gräfin Dönhoff. Sie und ihre Bücher haben mich sehr beeindruckt. Und ich glaube, damals sind mir die Pikkendorfs untergekommen. Eines ihrer ersten Bücher hat mich zu Tränen gerührt, *Namen, die keiner mehr nennt*. All diese Orte in Ostpreußen ... denn dort ist Deutschland gemacht worden, nicht in Berlin, dort oben. Die Deutsche Geschichte ist eine wunderschöne. Ich werde noch als Bösewicht gelten, wenn ich so weitermache ... (lacht).

Diese Gefahr droht auch durch meine nächste Frage: Die Deutschen, die in der *Blauen Insel* vorkommen, sind anders als viele französische

Charaktere durchwegs positiv gezeichnet, oft geradezu ritterlich ...

Durchaus, und ich glaube, daß eine gewisse Zahl von ihnen tatsächlich so war. Viele haben eine »belle guerre« hingelegt, sie waren zwar der Feind, aber in etwa das, was man »aufrechte Männer« nennt. Und ich will mich mit aufrechten Charakteren umgeben. Ich will aufrechte Charaktere darstellen. Gesindel kommt bei mir selten vor, und es interessiert mich auch nicht. Ich hätte absolut keine Lust, das Leben eines Mörders oder ähnliches zu schildern. Zu Beginn habe ich nie einen Plan, nichts fertig im Kopf, keine Skizze. Es sind Geschichten, die ich mir selbst erzähle. Ich will mit aufrechten Menschen Umgang pflegen – und wie es sich findet, sind diese Persönlichkeiten eben häufig Deutsche. (lacht)

Über sich selbst schreiben Sie in der *Blauen Insel*, »ich sehe mich bereitwillig und singend sterben, in welche Fahne auch immer gehüllt, solange diese nur Schneid hat. Allerdings komme ich nicht umhin zu gestehen, daß ich bei der einzigen Gelegenheit, die sich mir diesbezüglich je geboten hätte, gekniffen habe«. Und: »Ich bin Vexillologe, nicht Patriot« ...

Die Fahne ist in Frankreich zu einem Symbol geworden, das praktisch keine Bedeutung mehr hat. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte eigentlich jeder die Fahne bei sich zu Hause, die Häuser wurden häufig beflaggt, am 11. November, am 14. Juli – nicht bei uns, denn wir waren Royalisten, am 14. Juli haben wir die Fensterläden verrammelt. Aber eine Fahne ist ein Symbol, selbst für ein ganz kleines Land, eine Provinz, eine Stadt, etwas sehr Prägendes; und wenn ich kein Patriot bin, dann auch, weil die Franzosen die Fahne nicht als symbolhaften Gegenstand begreifen. Sie holen sie hin und wieder für »Demos« hervor und machen Unfug damit, aber es gibt diesen außerordentlichen Respekt für die Fahne nicht, den etwa die Engländer haben.

Wenn also die Trikolore nicht Ihre Fahne ist, welche dann?

Fahnen mit Adlern, mit Tieren, mit Köpfen – Farben alleine genügen nicht. Großartig war die Fahne des Königs, mit Lilien übersät, die alten deutschen Fahnen, die Südstaaten-Fahne – weil diese für etwas steht; eine Fahne muß für eine spezifische Zivilisation stehen, für ein Volk, für einen Clan. Eine Nation muß ein Clan sein.

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich die Dinge zwischen Deutschland und Frankreich erstaunlich schnell wieder eingerenkt. Wenn Sie die Ereignisse in der deutschen Politik verfolgen, wie sind da Ihre Empfindungen?

Keinerlei Empfindungen! Ich interessiere mich schon nicht für meine eigene Regierung, wenn ich mich dann auch noch für andere interessie-

ren müßte ... Mich interessiert schon Macron nicht, da interessiert mich die Merkel erst recht nicht, mir reicht es schon so.

Die *Blaue Insel* wurde mit berühmten französischen Schauspielern verfilmt. Hat das Resultat Sie zufriedengestellt? Sind noch andere Ihrer Bücher auf die Leinwand gebracht worden?

Der Teil, der sich auf der Insel selbst abspielt, der Schluß, ist sehr gut gemacht, aber es wurde ein störender zusätzlicher Charakter am Beginn des Films hinzugefügt. Er ist nicht sehr gelungen, im Gegensatz zu einigen anderen Filmen auf Grundlage meiner Bücher. Sie haben es in all diesen Büchern mit einem Schriftsteller zu tun, der sehr jung geblieben war und es jetzt nicht mehr ist und der deswegen solche Dinge nicht mehr schreiben könnte. Jean Anouilh – meine ersten Bücher konnte er noch lesen, ich kannte ihn gut – sagte zu mir: »Hören Sie Raspail, ich werde Ihnen sagen, was Sie sind: Raspail, Sie sind ein Kind«. Eine zutreffende Feststellung.

Jetzt wird ihr *Heerlager der Heiligen* auf die Bühne gebracht, ausgerechnet in Frankfurt. Eine Premiere?

Ja. Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee gewesen war, aber bis es so weit ist, werde ich ohnehin schon tot sein. Aber der Gedanke einer Bühnenumfassung mißfällt mir nicht, er amüsiert mich. Er *amüsiert* mich! Ich sollte Ihnen diese Dinge nicht erzählen, insbesondere das nicht: Als ich die Kundgebung zum 200. Todestag von Ludwig dem XVI. organisierte – das war ein magischer Moment, das Beste, das ich in meinem Leben gemacht habe, 40000 Menschen auf dem *Place de la Concorde*, prachtvoll – damals habe ich ein paar Tage danach zu einigen Mitstreitern gesagt: »Letzten Endes haben wir uns gut amüsiert«. So etwas hätte ich auf keinen Fall sagen sollen. Es ging schließlich um den Tod des Königs. Aber letztlich sind sehr viele Dinge ein Spiel: Patagonien ist ein Spiel. Uniformen sind ein Spiel. Militärische Zeremonien sind ein Spiel. Ich gehe nicht so weit zu sagen, daß die Liturgie ein Spiel ist, aber fast. Ein ernstes Spiel.

Ihr letztes, dabei sehr erfolgreiches Buch *Im Kanu auf den Wasserwegen des Königs*, ist 2005 erschienen. Warum haben Sie seinerzeit mit dem Schreiben aufgehört?

Ich war damals sehr müde. Ich hatte noch zwei oder drei Dinge in Arbeit, die ich aber nicht weiterverfolgt habe. Ein allgemeiner Überdruß. Wie bei allen Autoren: Man darf sich nicht zwingen, weil man dann schlechte Bücher schreibt – und wie viele Schriftsteller hätten besser rechtzeitig aufgehört! Und ein gewisses Alter hatte ich damals immerhin auch schon erreicht, 80 Jahre. Aber auch das ist – um zum Beginn zurückzukommen – eine Frage, die ich selbst mir nie gestellt habe. ■

Hundert Jahre Untergang

von Felix Dirsch

Daß Totgesagte länger leben, ist einer jener Gemeinplätze, den zu zitieren fast schon peinlich wirkt. Für nur wenige einstige Bestsellerautoren trifft er in einem solchen Maße zu wie für Oswald Spengler (1880–1936). Der zeitweilige Gymnasiallehrer, der den ungeliebten Beruf aufgrund einer Erbschaft bald gegen das angenehmere Dasein eines Privatgelehrten vertauschen konnte, prägte den Zeitgeist der 1920er Jahre. Aufgrund seiner (damals kaum zu vermeidenden) Affinitäten zu nationalistischen, antidemokratischen und antiparlamentarischen Strömungen sowie partieller Übereinstimmungen mit der NS-Ideologie (bei gleichzeitiger deutlicher Kritik an der Hitler-Bewegung) verfiel der von Anfang an heftig Umstrittene nach 1945 einer fast vollständigen Verfemung. Bereits in den späten 1940er Jahren ließ sich Theodor W. Adorno, ob seiner Emigration scheinbar in einer überlegenen Position, über Spengler bereits als einen Vergessenen aus.

Man muß keiner Untergangsrhetorik huldigen – was eher Spenglers Verlag als der Autor getan hat, der von Tendenzen der »Vollendung« sprach –, um die Aktualität der pessimistischen Grundaussage besonders im Blick zu behalten. Erfreulich viele Spengler-Kenner der unmittelbaren Gegenwart, von Frank Lisson bis David Engels, pflegen eine derartige Perspektive. Die gegenwärtige Großwetterlage stimmt, vor dem Hintergrund längerer Zeiträumen betrachtet, wirklich nicht hoffnungsvoll. Hatte Spengler tatsächlich Unrecht, wenn er seine Epoche, die man mühelos bis heute verlängern kann, als Spätzeit, die er Zivilisation nannte, einstufte? Heute sieht sich fast der gesamte Westen, den Spengler in einer für viele Zeitgenossen schockierenden Weise relativierte, mit rapiden demographischen Alterungsprozessen konfrontiert. Gleichzeitig dringen massenweise Angehörige kulturfremder, jüngerer Völker ein, die sich nur teilweise auf die westliche Lebensweise einlassen. Entwicklungen, die Spengler einst als Krisensymptome einschätzte, etwa die Feminisierung des Alltages, die Verstädterung und die Herrschaft des Geldes, entfalten nach wie vor mächtige Triebkräfte, vielleicht sogar noch umwälzendere als zur Lebenszeit des Kulturkritikers. Die westlichen Staaten sind, primär auf-

grund der omnipräsenten liberalen Ideologie und ihrer Konsequenzen, nicht einmal mehr in der Lage, die Sicherheit der Bevölkerung durch aktiven Schutz der Grenzen zu gewährleisten. Möglicherweise der Gipfel des Verfalls, der vor über acht Jahrzehnten kaum vorstellbar war! Ein eigenes Kapitel für Spenglers Sicht der Zivilisation stellt die zentrale Bedeutung der Technik für das Zusammenleben dar, die natürlich heute weniger denn je überschätzt werden kann.

Betrachtet man die weltpolitische Lage, so ist Spenglers skeptische Sicht auf das Abendland – in den 1920er Jahren fundiert durch den Aufstieg der aufstrebenden Flügelmächte USA und Sowjetunion – trotz aller seitherigen Veränderungen erstaunlich aktuell. Das belegen neben der Selbstwahrnehmung erfolgreiche Buchtitel wie *Der Abstieg des Westens* (Joschka Fischer), *Der Niedergang des Westens* (Niall Ferguson), *Der Aufstieg der Anderen* (Fareed Zakaria) oder *Der Tod des Westens* (Patrick Buchanan), um nur einige Beispiele anzuführen. Sie analysieren allesamt das postamerikanische und posteuropäische Zeitalter. Daten über die Neusortierung der Welt, insbesondere in Asien oder Südamerika, liegen mittlerweile in Fülle vor. David Engels wagt sich weit vor, wenn er einen fundierten Vergleich des dekadenten spätrömischen Reiches mit der auf genuine Weise imperialen Macht der Europäischen Union anstellt.

Vor einem solchen Hintergrund überrascht es nicht, wenn sich etliche Publikationen zum hundertjährigen Jubiläum des ersten Bandes *Der Untergang des Abendlandes* mehr mit der Wirkungsgeschichte der fulminanten Darstellung beschäftigen als mit dem Text selbst. Die Herausgeber David Engels, Max Otte und Michael Thöndl (*Der lange Schatten Oswald Spenglers. Einhundert Jahre »Untergang des Abendlandes«*, Lüdinghausen/Berlin, 2018) haben zum Gedenkereignis einen Sammelband vorgelegt, der verschiedene Aspekte der Rezeption zu erfassen versucht. So analysiert Max Otte etwa den modernen Finanzkapitalismus, dessen Dominanz Spengler als hervorstechendes Indiz für den angeblich seelenlosen Endzustand des eigenen Zeitalters wertete. David Engels untersucht das Thema »Kulturmorphologie und Willensfreiheit«, Brian R. Myers widmet

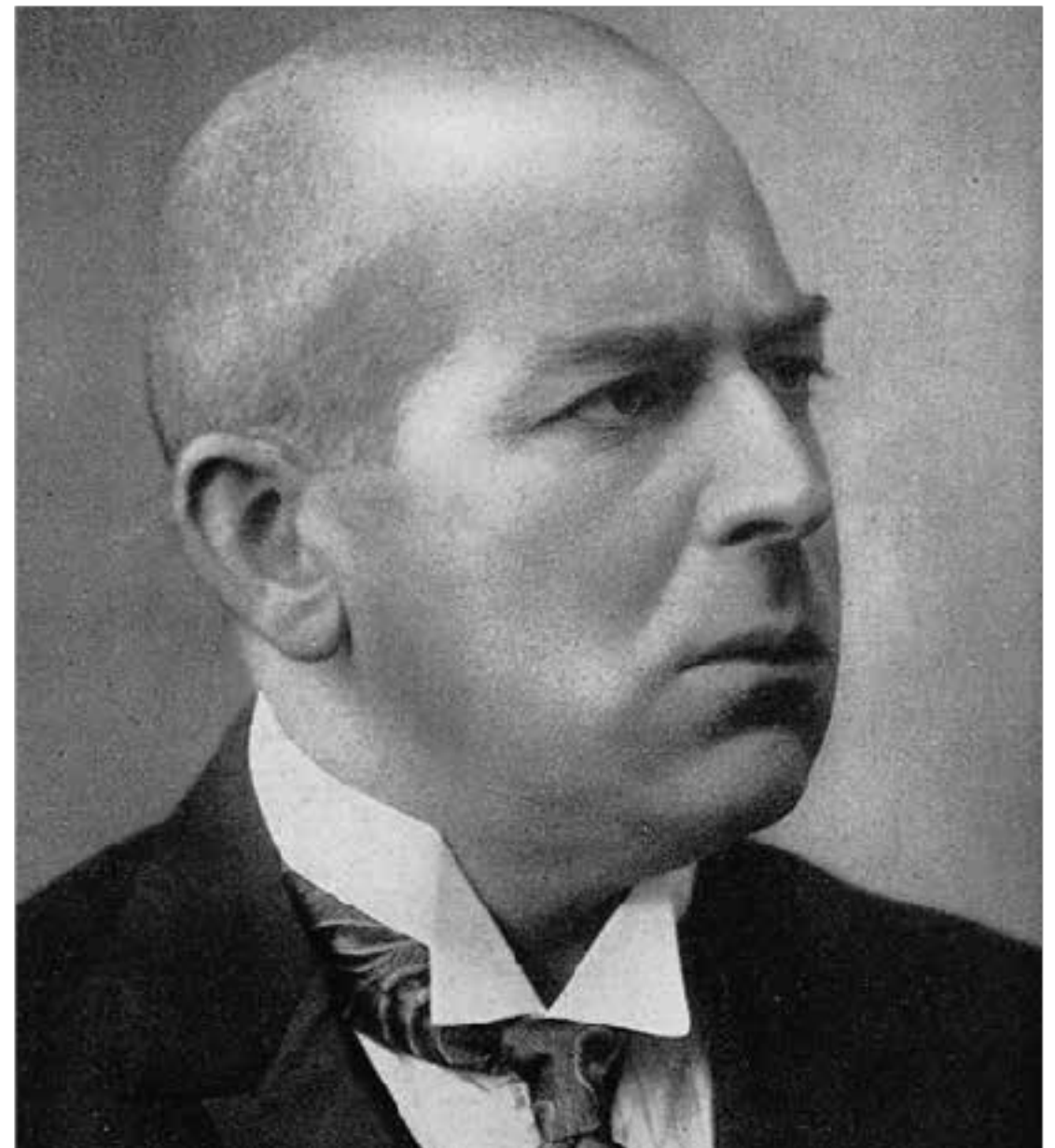
sich dem Propheten des Pessimismus. »Spenglers Geist und Amerikas Zukunft« wird ebenso erörtert wie Spenglers Blick auf das Menschsein, daneben noch Spenglers Sicht auf das römische Recht und die Beurteilung seiner Zukunftsprognosen. Auch die restlichen Aufsätze sind lesenswert. Der Band geht auf Beiträge zurück, die anlässlich einer Tagung gehalten wurden, auf der interessierte Rezipienten (und nicht nur Fachleute!) des Geschichtsdenkers die »Oswald Spengler Society for the Study of Humanity and World History« ins Leben gerufen haben. Ob dem vor über acht Jahrzehnten zu früh verstorbenen philosophischen Dichter diese Zuschreibung gefallen hätte, darf bezweifelt werden. Die Qualität der Essays hätte ihm sicher zugesagt, zumal keiner der Autoren dem Irrglauben anhängt, man könne den »Fall« mit einer simplen Gleichung erledigen: »Spengler gleich Konservative Revolution gleich Vorläufer Hitlers«.

Ein weiterer Band, dessen Beiträge ebenfalls aus Vorträgen anlässlich eines Symposiums hervorgegangen sind, untersucht »Spenglers Nachleben« (Christian Voller/Gottfried Schnödl/Jannis Wagner (Hrsg.): *Spenglers Nachleben. Studien zu einer verdeckten Wirkungsgeschichte*, Springe 2018). Zentrale Themen sind Kultur, Technik und Geschichte. Die unübersehbar von den Kulturwissenschaften geprägten Verfasser – exemplarisch ist der ausgewiesene Spengler-Experte Gilbert Merlio zu erwähnen – erörtern Einflüsse Spenglers auf zahllose Moderne- und Postmoderne-Diskurse der letzten Jahrzehnte. Letztere stellten in starkem Maße den europäischen Logozentrismus in Frage, der als Ideologie hinter Frauenunterdrückung und Kolonialismus vermutet wurde. Daß Heidegger wesentlicher Gewährsmann für Foucault, Deleuze, Derrida und andere war, ist bekannt; nunmehr stellen die Autoren die Relevanz Spenglers heraus. Ihre Übersetzer sind besonders die verstorbenen Kulturwissenschaftler Heinz Dieter Kittsteiner, aus dessen Nachlaß ein von Jannis Wagner kommentierter Text über Spengler publiziert wird, und Friedrich Kittler.

Ohne übertriebenen Alarmismus kommt auch dieses in toto verdienstvolle, wenn auch zeitgeistkonformistische Projekt nicht aus. Bereits eingangs wird über die neue politische Aktualität des Repräsentanten der Konservativen Revolution lamentiert. PEGIDA-Demonstranten imitierten mit Berufung auf ihn und in reaktionärer Absicht die Gedankenwelt und Problemlösungsmuster der Zwischenkriegszeit. Daß die drängend-existentialen heutigen Probleme, vom Identitätsverlust Deutschlands innerhalb der EU bis zur Masseneinwanderung, mit den zum Teil bereits nach 1945 eingeführten Weichenstellungen zu tun haben, kommt den Theoretikern des politisch-kulturellen Hauptstromes nicht in den Sinn. So bleibt unterm Strich ein zwiespältiges Gefühl, wenn man die Veröffentlichung aus der Hand legt.

Deutlich umfangreicher als die vorher erwähnten Werke ist ein weiterer Sammelband (Sebastian Fink/Robert Rollinger (Hrsg.): Os-

wald Spenglers *Kulturmorphologie. Eine multiperspektivische Annäherung*, Wiesbaden 2018), dessen Beiträge erstmals auf einer 2014 in Kloster Wöltingerode abgehaltenen internationalen Konferenz vorgetragen wurden. Gegliedert ist das Buch in vier Abschnitte: Der Mensch als Spezies und Naturphänomen; Die Funktionalität politischer Gemeinschaften, Kulturvergleich und Kulturmorphologie; die Situation der Menschheit heute; Spenglerforschung heute. 29 Aufsätze (neben der Einleitung) nähern sich multiperspektivisch an Spengler an, was auf-

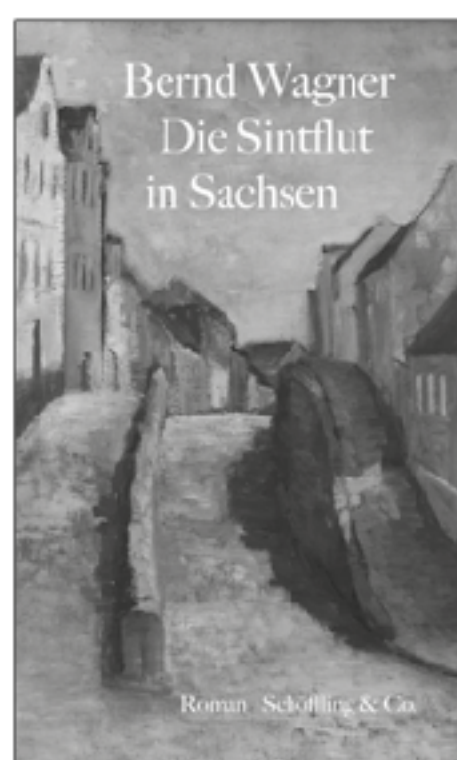


grund seines Hanges, die schon damals übliche Spezialisierung teilweise zu ignorieren, durchaus naheliegt. Spenglers Vorgehen ermöglichte einen bereits damals nicht mehr selbstverständlichen synoptischen Überblick, der indessen hier und da nicht ohne eine gewisse Portion Dilettantismus auskommt. In knapper Auswahl sind einige der hochkarätigen Mitwirkenden zu nennen: Josef H. Reichholf, Gerhard Vollmer, Josef Wiesehöfer, Alexander Demandt und Karl Albrecht Schachtschneider. Es wird ein Bogen geschlagen von der Genese des Homo sapiens bis zu den Kulturen des Altertums, von aktuellen politischen und sozialen Problemfeldern bis zu spezielleren Themen der Spenglerforschung. Auch die Disziplin der Soziobiologie, erst lange nach Spenglers Tod universitär kanonisiert, wird zum Verständnis des Meisters herangezogen. Immerhin kommen fast alle Autoren, ebenso Michael Thöndl bei der Analyse von Spenglers Demokratiekritik, ohne grobschlächtige Volkspädagogik aus, die gerne mit erhobenem Zeigefinger vorgibt, welche Themen und Personen der mündige Leser als kontaminiert zu betrachten hat und welche nicht! Stattdessen werden die Ambivalenzen eines Gelehrten herausgearbeitet, der wie ein erratischer Block in unsere Zeit hineinreicht, ebenso faszinierend wie abschreckend, genauso aktuell wie überholt. Die Widersprüche sind kaum zu beseitigen. Gerade sie aber machen die Beschäftigung mit dem Solitär so lohnenswert. ■

Wahre Provinz

Bernd Wagner: *Die Sintflut in Sachsen*, Frankfurt a.M.: Schöffling 2018. 432 S., 24 €

Heimatroman, gibt es das noch? Doch nur ironisch gebrochen! Wie dichtete der frühverstorbene Gerhard Gundermann: »Wie kann ich Heimat sagen // Zum Land, auf das mein Schatten fällt?« Dieser Roman hier spielt in Wurzen, der Ringelwitzstadt nahe Leipzig. Bernd Wagner (klar war man verwandt mit dem Wagner!) wurde 1948 hier geboren, 1985 ist er »ausgereist«. Nun kehrt er – im Roman: Max Wagner – zurück, um seine demente Mutter zu pflegen. Unterbrochen von Aktualitäten (Wurzen sei ein Hort der Rechtsextremen, sagen die Linksextremen) läßt er seine Lebensgeschichte Revue passieren. Das tut Wagner, Sohn einer Schmiedesippe, liebevoll und selbstironisch. Ein Vergnügen! Lokal ist Guntram Vespers hochgelobter Roman *Frohbürg* nah dran; was die Erzählhaltung (nennen wir es: Herzenswärme) angeht, wären Reminiszenzen eher bei Strittmatter, Kempowski und Kurzeck zu finden. Wagner ist ein fulminanter Erzähler. Vom winzigen Detail (wie der Vater sich die Nase abwischte und das Tuch hinterher so sorgsam in der Tasche verpackte, als sei ein Goldstück darin verborgen) bis hin zu weltgeschichtlichen Momenten (Stalin stirbt, und tagelang ertönt aus jedem Radio, auf jedem Platz der Trauermarsch der Russischen Revolution, »Unsterbliches Opfer«) vermag er in solchen Beobachtungen Kindheitswissen und Äraschatten zu bannen und auszubreiten. Wie dem kleinen Wagner ein Lexikon geschenkt wird und er sich festliest: von AA über Aachen zum Aachener Frieden; wie das Brot mit Kartoffeln gestreckt wurde; wie es beim Verlangen nach Süßigkeit einen Schnitz von der Kohlrübe gab; wie derjenige, der eine Klemme im Scheitel trug, als Muttersöhnchen galt – und nicht zuletzt aktuelle Beobachtungen darüber, wie unglaublich alt die Freunde von damals nun ausschauen. (Man selbst ist ja derselbe geblieben!). Sowohl in seinen Erinnerungen als auch in der Schilderung der Gegenwart ist Wagner offenherzig bis zur Schmerzgrenze: Seien es die Abtreibungen, die er in seinem Leben mitverursacht oder nicht verhindert hat, seien es die derben familiären Auslassungen über die Zigeuner, ausgerechnet eine Sippe namens Hempel: »Onkel Erich zufolge kamen sie wohlgenährt aus den KZs zurück und waren die ersten, die wieder Pferde hatten«. Angeblich kauften sie verdorbenes Fleisch vom Ab-



decker und machten dem weis, daß sie es den Raubtieren ihres (ausgedachten) Zirkus verfütterten. Da die Raubtiere keine Stempelfarbe vertragen, dürfe er es nicht abstempeln. Auf dem Markt hätten dann »die Juden« das Fleisch abgeladen. Die Juden? Wo die denn herkamen? »Och, die waren doch alle wieder da«, hieß es in der Familie, und der Vater setzt eins drauf: leider. Wagner kaut an der väterlichen Kälte, der auf der anderen Seite eine »Weichheit und Verletz-

lichkeit« gegenüberstanden. Der Vater soll ein Judenhasser gewesen sein, der Vater, der den SA-Dolch wütend ins Schmiedefeuer geworfen hatte; der Vater, der den Juden Silberstern doch fast zärtlich getröstet hatte? Wie das Schreckliche und das Schöne, das Lebendige und das Tote jäh aufeinandertreffen, es macht den Grundbaß dieses Buches aus. In der Zinkwanne der Familie wurde samstäglich gebadet – im Herbst kam das geschlachtete Schwein (ein Fest! Wurstsuppe mit Wellfleisch bekamen nur jene

Nachbarn, die übers Jahr besonders viel Speiseabfälle geliefert hatten) darin ebenso zu liegen wie irgendwann der tote Großvater. Stundenlang, jahrelang hatte der aus Wiederverwertungswahn Schmiedenägel geradegeklopft – die natürlich keine Verwendung mehr fanden und heimlich in Kisten auf dem Dachboden verstaut wurden. Ja, die neue Zeit und das Schritthalten! Als Wagner zurückkehrt nach Wurzen, findet er – es löst gewisse Aggressionen aus – die Silotürme des heimischen Großwerks strahlend geweißt, »als befände man sich in den bayrischen Voralpen und nicht in der Muldenaue«.

ELLEN KOSITZA ■

Verlogene Welt

Sven Recker: *Fake Metal Jacket*, Hamburg: Natutilus 2018. 128 S., 18 €

Hier wäre das Kontrastprogramm zum oben besprochenen Buch: Nichts mit »gemietlich«, im Gegenteil! Peter Larsen ist Volldampfreporter. Er weiß, wie man zu Meriten kommt, vom Chef warm umarmt wird, Follower und Likes generiert, Schlagzeilen produziert. Larsen weiß um das passende Brillengestell und die richtige Klamotte, um auch äußerlich als einer von denen zu gelten, die vorn dran sind. Er ist ein »Kriegsreporter mit Stil«! Die vierte Macht, die Leitmedien! Neben den heißesten Geschichten aus krassesten Krisenregionen (»Kinder gehen immer,

das wird schön emotional, einen weißen Kittel, kann ich auch gleich noch posten, von wegen großartige syrische Ärzte«) betreibt Larsen die Kolumne »Taxi Tripolis«. 1531 Zeichen täglich, fingierte Gespräche »über die libysche Lage« – in Wahrheit handelt es sich um »Beobachtungen, die keiner gemacht hat, schon gar nicht Larsen, aber egal.« Larsen ist ein genialer Hütchenspieler. Klar, er war mal in Libyen und Jordanien. Vor allem in den Hotelbars dort, unter whiskytrinkenden Veteranen. Kraß genug, wenn dauernd der Strom ausfällt und das Internet labil ist! Dann punktet unter den Berichterstatte-
 der, der zuerst Netz hat. Es ist ja überall ähnlich; kritische Kinofilme wie *Schlafkrankheit* (2011) und *Das Wetter in geschlossenen Räumen* (2016) haben es vorexerziert: Irgendwo gibt es eine Front. Anderswo gibt es Nachtclubs mit norwegischen Entwicklungshelferinnen, heftigen Drums und einem geilen Leben. Larsen zieht es zu letzterem. Er berichtet, als ob er an der Front wäre. Man hat seine Netzwerke, man ist kein Lügner, allenfalls ein Fälscher. Die Leute da draußen, im Westen, vor der Glotze, sind heiß auf Nachrichten aus immergleichen Versatzstücken, anrührenden Imaginationen und übergeordneten Überlegungen (»Schuld, Sühne, Machiavelli, Marx«). Larsen kommt hervorragend durch mit seiner die Zuschauergewohnheiten bedienenden, medioker aufgepeppten Berichterstattung.



Eine Kleinigkeit bringt ihn zu Fall. Er veröffentlicht ein Interview mit einem temperamentvollen libyschen Kunstsammler. Darin zwei heikle Stellen: »Juden« und »Deutsches Volk«. Superstar Larsen verliert seine Anstellung. So darf man seine Gesprächspartner nicht reden lassen! Aber auch als »Freier« hat er sein Auskommen. Es ist so einfach: Eine schlimme Fluchtscene syrischer Männer übers Meer kann man auch dann drehen, wenn man mit der Handycamera ordentlich wackelt, ein bißchen arabisch krakeelt, die Syrer in Wahrheit gemietete Afghanen sind, das Boot grad noch eine Wirmer-Fahne trug (Larsen fackelt sie ab) und den brandenburgischen See nie verlassen hat! Larsen fährt gut mit seinen erfundenen Kriegsschauplätzen und seinen flüchtigen Liebschaften, die er in Berliner Cafés aufgabelt, in denen äthiopischer Jazz dudelt und die Damen *Missy, taz* und *Die Zeit* lesen. Dann aber geht er einer syrischen Schönheit auf den Leim, die er nach Deutschland lotsen will. In Syrien muß unser Starreporter feststellen: Sie ist auf Assads Seite, und es gibt für Larsen kein Entkommen ... Nun muß »die Wahrheit« neu geschrieben werden.

Ein packender, sprachlich dichter Wahnsinnsroman! Autor Recker muß es wissen, als Journalist und »Katastrophenhelfer« in diesen Regionen.

ELLEN KOSITZA ■



240 S., Broschur, **15 €**
 (= Berliner Schriften zur Ideologiekunde 6)
 ISBN 978-3-939869-66-5

Hans-Helmuth Knütter

Die Faschismuskeule **Herrschaftsinstrument der Linken**

Die linke Allzweckwaffe heißt Faschismuskeule: Indem man den Gegner in die Nähe des Faschismus rückt, soll dieser diskreditiert und eine Diskussion seiner Argumente vermieden werden. Das funktioniert, weil ein gesamtgesellschaftlicher Konsens den Antifaschismus zur Doktrin erhoben hat, ohne zu wissen, daß es sich dabei um einen Kampfbegriff handelt, der gegen jede Abweichung vom linken Weg verwendet wird.

Geprägt wurde der Begriff »Faschismuskeule« durch ein Buch, das 1993 unter dem Titel *Die Faschismuskeule. Das letzte Aufgebot der deutschen Linken* erschien. Damit wurden die hinter der Faschismuskeule liegenden Strukturen und Motive erstmals sichtbar gemacht. Heute wird diese Taktik eingesetzt, wenn es darum geht, die AfD als unwählbar darzustellen. Allerdings sind die Keulenschwinger anpassungsfähig und haben dem Faschismus einen zeitgenössischen Namen gegeben: Populismus. Die Strukturen bleiben identisch, und das um ein Vorwort von Erik Lehnert ergänzte Buch hat nichts von seiner Aktualität verloren.

Institut für Staatspolitik

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
 Tel: (034632) 904396 · Fax: (034632) 904397
www.staatspolitik.de

Deren Experiment

Yascha Mounk: *Der Zerfall der Demokratie. Wie der Populismus den Rechtsstaat bedroht*, München: Droemer 2018. 352 S., 22.99 €

Der 1982 in München geborene, in den USA lebende Politologe Yascha Mounk ist in Deutschland vor allem durch sein Talent zum Klartext bekannt geworden. Berühmt-berüchtigt wurde seine Feststellung, daß »wir« ein »historisch einzigartiges Experiment wagen, und zwar eine monoethnische und monokulturelle Demokratie in eine multiethnische zu verwandeln«. Im *ARD-Presseclub* legte er unlängst nach: »Um eine multiethnische Gesellschaft zum Funktionieren zu bringen, müssen wir dann auch ganz klar zeigen, daß der Staat fähig ist, die Menschen, die dagegen aus Haß verstoßen, richtig zu bestrafen.«

Sein Buch *Der Zerfall der Demokratie* eignet sich trefflich zur Klärung der Fronten. Durchaus im Gefolge Carl Schmitts betont Mounk den Unterschied zwischen Demokratie und Liberalismus und konstatiert, daß sich diese beiden Elemente des herrschenden politischen Systems momentan in einem eskalierenden Konflikt befinden. Er bestätigt, daß der eigentlich demokratische Gedanke eher seinen Ausdruck im Populismus als im Liberalismus findet, und daß »das Funktionieren der Demokratie« ein ausreichendes Maß an Homogenität voraussetzt, »möglicherweise viel stärker, als gemeinhin eingestanden wird«. Das »historisch einzigartige Experiment« zielt also darauf hin, eine Form der heterogenen »Demokratie« zu schaffen, die in der Geschichte bislang nicht existiert hat. Da Mounks »Wir« nichts anderes als das jener Eliten ist, die dieses Projekt von oben durchsetzen wollen, sollte sein Buch (Originaltitel: *The People vs. Democracy*) ehrlicher Weise »Der Zerfall des Liberalismus« heißen. So viel Redlichkeit kann er sich aber nicht leisten, da »Demokratie« und nicht »Liberalismus« heute der legitimierende Begriff ist. Er nennt »drei wichtige Faktoren«, die die »demokratische Stabilität« erschüttert haben: Erstens, das Ende der »rapiden wirtschaftlichen Zuwächse«, die noch bis in die achtziger Jahre anhielten. Zweitens, das Bröckeln des Meinungsmonopols des politischen Establishments durch Internet und soziale Medien: »Bis vor Kurzem war es einer kleinen politischen und finanziellen Elite vorbehalten, mit der Masse zu kommunizieren«, ein Machtverlust, den er offenbar bedauert. Und schließlich der demographische Wandel, den er euphemisierend umschreibt, wobei er sich der Sprache der antiweißen Linken bedient: »Bis vor Kurzem war eine ethnische Gruppe klar tonangebend. In den Vereinigten Staaten herrschte seit jeher eine klare Hierarchie, die den Weißen zahlreiche Privilegien sicherte.« Diese ethnische Dominanz der Gründervölker der genannten Staaten

schwindet vor allem aufgrund ihres demographischen Rückgangs, mit anderen Worten aufgrund des Bevölkerungsaustausches durch die Politik der Multikulturalisierung. Das gilt erst recht für Europa: »In Westeuropa ging diese Dominanz in mancher Hinsicht sogar noch weiter. In Ländern wie Deutschland oder Schweden war das Selbstverständnis der Nation mit der Vorstellung einer gemeinsamen Abstammung verbunden.«

Die Installierung »multiethnischer Demokratien« in solchen Gesellschaften bedeutet folgerichtig die kulturelle und politische Enteignung der angestammten Mehrheit wie auch ihre stetige demographische Reduktion. Das hat nun nicht mehr viel mit Volksherrschaft und Volkssouveränität zu tun. Mounk räumt ein, daß die Wähler durchaus mit Recht »seit langem das Gefühl« haben, daß »ihr Denken auf das Tun des Staates kaum mehr Einfluß hat.« Sie »verlieren die Geduld mit unabhängigen Institutionen und sind immer weniger bereit, die Rechte von ethnischen und religiösen Minderheiten zu akzeptieren«, während andererseits »Eliten immer mehr Kontrolle über das politische System« gewinnen und es »Zug um Zug von der öffentlichen Meinung« abschotten: »Weniger denn je sind die Mächtigen dazu bereit, dem Willen des Volkes nachzugeben.«

Solche Eingeständnisse können wenig über Mounks Parteinahme für diese Eliten hinwegtäuschen. Was er »Populismus« nennt, ist nichts anderes als eine Reaktion auf die von ihm propagierte Politik, die darin besteht, »ethnische und religiöse Minderheiten« massenhaft in »monoethnische und monokulturelle« Nationen zu importieren, um ihnen dann allerlei Rechte zu verschaffen und ihr demographisches Wachstum zu fördern. Der »Populist« dient den liberalen Eliten als Sündenbock für das Scheitern und die destabilisierenden Folgen ihres eigenen »Experiments«. Der wachsende »Mangel an Respekt für unabhängige Institutionen«, den Mounk feststellt, resultiert aus der Wahrnehmung, daß diese Institutionen alles andere als unabhängig sind und zunehmend in den Dienst des Elitenprojekts gestellt werden. Mounk selbst ist außerstande, einen schlüssigen Volksbegriff zu formulieren, da er dogmatisch an den »Versprechen einer multiethnischen Demokratie« festhält, die »nicht verhandelbar« seien. Und diese »Versprechen« sollen offenbar in sämtlichen europäischen oder europäischstämmigen Ländern durchgesetzt werden, auch im widerspenstigen Osteuropa. Immerhin läßt Mounks Buch erahnen, daß die Apologeten und Nutznießer dieser Ideologie allmählich Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihres Tuns bekommen und um den Verlust ihrer Machtposition fürchten, die sie als »liberale Demokratie« bezeichnen. Entlarvend betriebsblinde Feindliteratur vom Feinsten, die deutlich macht, wofür und wogegen *wir* kämpfen.

MARTIN LICHTMESZ ■



Reaktionär

Mark Lilla: *Der Glanz der Vergangenheit. Über den Geist der Reaktion*, Zürich: NZZ Libro 2018. 142 S., 29 €

Die nonkonforme nichtlinke Szene ist in den vergangenen Jahren ziemlich unüberschaubar geworden. Von außen wird meist grob unterschieden, es fallen Kategorien (und natürlich *fallen* sie wie das Beil einer Guillotine) wie »rechtsaußen«, »populistisch«, »nationalkonservativ«, die äußersten Schmähbegriffe mal außeracht gelassen. Eine Figur wird schon lange nicht mehr aufgerufen: die des Reaktionärs. Es könnte sein, daß sie in gewissem Maße deckungsgleich ist mit dem Rechtsintellektuellen, der wiederum eine Erscheinung ist, von der linke Bescheidwiser gern behaupten, sie sei paradox, eine *contradictio in adjecto*. Mark Lilla, (*1965), Professor für Geisteswissenschaften an der Columbia University in New York, zeigt uns Pfade reaktionären Denkens auf. Lilla hatte bereits mit *Der hemmungslose Geist. Die Tyrannophilie der Intellektuellen* (München 2015; siehe *Sezession* 68, Originaltitel: *The Reckless Mind: Intellectuals in Politics*, New York 2001) eine äußerst lobenswerte Übersetzung ins Deutsche erfahren. Dieses neue Büchlein – ebenfalls grandios und wieder von Elisabeth Liebl übersetzt – *Über den Geist der Reaktion* ist lehrreich, faszinierend und schillernd; es ist anspruchsvoll, ohne verschwurbelt daherzukommen. Es ist eine reine Freude und dringende Leseempfehlung!

Im Hauptteil präsentiert Lilla uns drei Denker, die (wenngleich mit Wenn und Aber) als reaktionäre Typen klassifiziert werden können: Franz Rosenzweig, Eric Voegelin und Leo Strauss. Wer kennt denn noch Rosenzweig (1886–1929), der kurz vor seiner Konversion zu seiner angestammten Religion damit auch zu einer »Hygiene des Zurück« findet? Wer hat je Rosenzweigs Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand gelesen? Rosenzweig, erklärter Anti-Zionist, empfand seinen Glauben als »Blutreligion«, als Gemeinschaft des Blutes, was schon seine zeitgenössischen Rezipienten derart schockierte, daß dieser Ausdruck in der englischen Übersetzung bereinigt wurde.

An Voegelin (1902–1985) interessiert Lilla vor allem sein Werk *Die politischen Religionen* (1938), in denen ersterer die strukturellen Parallelen zwischen totalitären Regierungssystemen und Religionen betrachtete, und zwar – typisch für einen »Reaktionär« – im Rahmen einer Verfallserzählung: Nach der Aufklärung habe der Mensch begonnen, seine menschlichen Aktivitäten in Begriffen des Heiligen zu denken: »Wenn Gott hinter der Welt unsichtbar geworden ist, dann werden die Inhalte der Welt zu neuen Göttern.« Damit werde die Natur der ideologischen

Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts deutlich; diese »politischen Religionen« seien ausgestattet mit Priestern, Propheten und Tempelopfern. Man darf diese Analyse über Voegelins Tod hinausdenken.

Laut Lilla trennt den Reaktionär vom Konservativen, daß letzterer (wie der Liberale und der Linke) das Fortschrittsnarrativ zu seinen Glaubensgrundsätzen zähle. Der Reaktionär hingegen bleibe Pessimist und Misanthrop, weil er einen Punkt in der Geschichte (sei es die Reformation, die Französische Revolution oder weit frühere Scheidewege) ausmache, ab dem der Weg stetig bergab führe. Zu diesen Reaktionären zählt Lilla auch Leo Strauss, den hessischen Juden, der die Aufklärung als einen solchen Bruch ansah und sich im Rahmen seiner Lehrtätigkeit in den USA unter Verweis auf das Naturrecht und die philosophische Antike gegen Liberalismus und Relativismus aussprach.

Neben diesen Porträts sind hier weitere Essays und Rezensionen zum reaktionären Formenkreis abgedruckt. Eminent lesenswert ist sein Aufsatz mit dem sprechenden Titel »Von Luther zu Walmart«.

Nun gibt es (außer dem Tatbestand der akademischen Beschäftigung mit der Thematik) keine Anzeichen dafür, daß Lilla selbst zu den Reaktionären zu rechnen wäre. Höchstens könnte man anmerken, daß er ein vehementer Gegner der linken Identitätspolitik (à la »Black Lives Matter«) ist. René Scheu jedenfalls, Feuilletonchef der *Neuen Zürcher Zeitung* und Herausgeber des Bandes, fühlt sich bemüßigt, am Ende seiner in großen Teilen kenntnisreichen Einführung festzustellen: »Der Autor erweist dem Reaktionär nicht die Ehre, sondern entledigt ihn seiner Ideenkleider. Nackt steht er in diesem Buch vor uns. Damit verwandelt Lilla den wohl letzten verbleibenden Anderen in einen politischen Gegner, der sich fassen läßt.« Ulkigerweise fehlt aber dieser Impetus in den hier vorliegenden Lilla-Aufsätzen gänzlich!

Lilla geht es nicht um Entblößen, Enttarnen, Bekämpfen. Im Gegenteil, er will uns die Gedankenwelt dieser reaktionären Männer begreiflich machen, nahebringen, erklären. Ja, er tut es mit einem Abstand, der für einen Wissenschaftler geboten ist. Ja, er kritisiert manchen Neu-Reaktionären: Eric Zemmours *Le suicide français* (2014) nennt er ein »Dampfwalzenbuch« und Brad Gregorys (leider bislang nicht ins Deutsche übersetztes) im angelsächsischen Sprachraum vieldiskutiertes Werk *The Unintended Reformation* (2012) nimmt er hart in die Mangel. Und doch steht diese Erkenntnis Lillas paradigmatisch für seine Herangehensweise: »Wir können uns keinen Reim auf die Gegenwart machen, ohne anzuerkennen, dass der Reaktionär als selbsterklärter Exilant sie mitunter klarer sieht als jeder, der sich darin zu Hause fühlt.«

ELLEN KOSITZA ■



Die Zerstörung von allem

Michel Onfray: *Niedergang. Aufstieg und Fall der abendländischen Kultur von Jesus bis Bin Laden*, München: Knaus 2018. 701 S., 28 €

Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei, und auch die – um Hegel zu paraphrasieren – hat ein Ende. Diese Wurstigkeit ist kein Fehlgriff, wenn man die philosophische Essenz des Wälzers von Onfray auf einen Nenner bringen will. Zwischen den Sätzen »Der Himmel ist schwarz.« und »Das Nichts ist uns gewiß.« wird auf 638 Seiten die Weltgeschichte, die westliche insbesondere, die sich auf das Christentum bezieht, als Nichts, zum Nichts und ins Nichts ragend entworfen. Am Ende ist alles Wurscht.

Als Geschichtsphilosoph – seit Jahren in Frankreich als *enfant terrible* geltend und unter »Rechtsverdacht« stehend – nimmt Onfray den kosmologischen Standpunkt ein, oder den kristallographischen. Wenn wir wissen, daß unsere Sonne verglühen wird, welchen Sinn hat dann all das Gezappel auf Erden? Und: »alles ist Kristall«, formt sich nach geheimen, aber strengen Gesetzen zu Gestalten, die wir weder beeinflussen noch vorher-sagen können. Es wirkt »eine Kraft«, eine »poetische Kraft«, eine Entropie ... konkreter wird es nicht.

Man kann sich auch nicht dazu verhalten, weder negativ noch positiv, allein die Tragik zu empfinden bleibt uns.

Das ist die Prämisse des Buches plus die diskussionswürdige Aussage: »Eine Kultur schöpft ihre Kraft aus der Religion, von der sie legitimiert wird.« Und da das Christentum nun mal am Ende ist, gibt es auch für die Kultur keine Hoffnung mehr. Nun könnte man meinen, Onfray würde wenigstens die kulturellen Sternstunden, die Leistungen des Westens feiern, aber weit gefehlt. In Siebenmeilenstiefeln durchhechelt er die ganze Geschichte von Jesus – einer Fiktion – bis zum kommenden Sieg des Islams. Nichts hat Bestand: Paulus am Anfang, ein impotenter Körperfeind, der das Schwert einführte, das dann die gesamte Geschichte bestimmt; ob Patriistik, Scholastik, Kirche, Inquisition, Kaiser ... alles Idioten und Verbrecher, Brutalos, geile Schweine, Antisemiten vor dem Herrn und Intriganten. Man muß sich in diese Boshaflichkeiten, dieses Schwarzbuch des Christentums, richtig einchanneln, um es – vielleicht – mit schadenfrohem Lächeln genießen zu können.

Alles wird entweiht: die Großen waren nicht groß, die Heiligen nicht heilig, die Guten nicht gut, die Helden Narren, die Märtyrer Kindsköpfe, die Philosophen Blender und Blinde – alle! Nur die Zyniker und Kyniker, die Epikureer und Hedonisten, die Pragmatiker und Rationalisten, die Materialisten und Atheisten, die großen Zerstörer, finden ein klein wenig Gnade vor diesem guillotinesken Urteil, aber sinnlos ist deren Schaffen trotzdem.

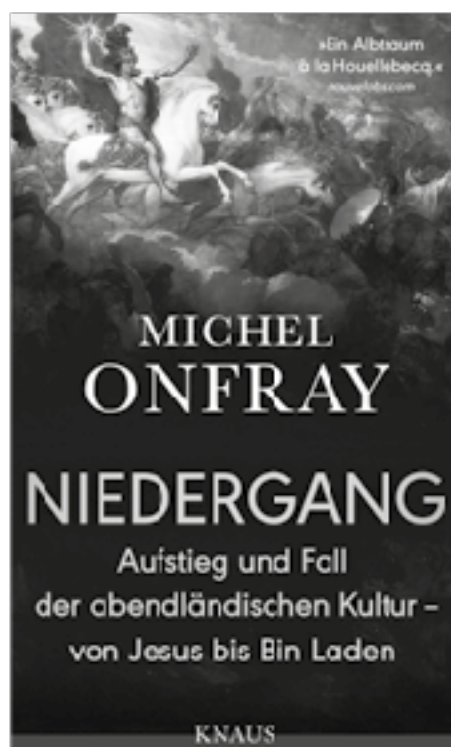
In seinem destruktiven Furor übersieht Onfray gänzlich die Selbstwidersprüche seines Wütens. Er beklagt die Destruktion aller Versuche, eine Ordnung zu schaffen und zerstört selbst; er bejammert die fehlende Wertschöpfungskompetenz allerorten und kann selber keinen positiven Wert anbieten; indem er die Geschichtsschreibung der Lüge überführt, schreibt er selbst eine verlogene und verbogene Geschichte; wenn er nur Fakten gelten läßt, warum konstruiert er dann Narrative? usw. Wirklich schwer erträglich sind die Vereinfachungen und Populismen – die Zynismen, mit denen er seine Kapitel meist beendet, mögen noch Geschmackssache sein.

Zwar gelingen ihm immer wieder markige Sätze – »Religion ist der Glaube einer erfolgreichen Sekte«; »Das Gesetz ist die Erstarrung einer Gewalt zu einer Form«; »Fortschritt ist ein christliches Konzept«; »Kulturen errichten sich auf Fiktionen«; »Religion ist eine kollektive Halluzination«; »Eine alternative Weltgeschichte ist nie die beste Lösung« – aber keiner wird erläutert, begründet oder zu Ende gedacht. Dafür scheut er nicht davor zurück, den

ganz dicken Pinsel aufzutragen und direkte Linien von Paulus zu Hitler, von der Peitsche Christi zu den Gaskammern und dergleichen zu ziehen. In der Anlage will er Spengler gleichen, tatsächlich hat er Lukács' »Zerstörung der Vernunft« nur historisch ausgeweitet: Alles läuft letztlich auf Hitler und seine späteren Klone hinaus. Schwarze Teleologie.

Andererseits: Mit seiner Islamkritik, Kapitalismuskritik, der Darstellung des Holocaust und des Terrors als ewige Wiederkehr und der negativen Bestandsaufnahme der 68er scheint es bei Onfray oberflächlich Anknüpfungspunkte zu geben. Man kann das dicke, flotte Buch, diese unterhaltsame Christenbeschimpfung, auch als Geschichtsrepetitorium lesen oder als böses kleines zynisches Antidot am Urlaubsstrand sogar mit Häme genießen.

JÖRG SEIDEL ■



Angst vor rechter Diskurspiraterie

Markus Metz/Georg Seeßlen: *Der Rechtsruck. Skizzen zu einer Theorie des politischen Kulturwandels*, Berlin: Bertz+Fischer 2018. 236 S., 12 €

Vor vielen Jahren gab es mal bei Antaios die lustige Idee, eine Art Kabarettstück zu publizieren, ein Geistergespräch zwischen Heidegger, Jünger, Schmitt, Dietmar Dath, Habermas und Georg Seeßlen als Talkteilnehmer. Es wäre schön ulkig geworden, da unsere Beiträge je den einen oder anderen Duktus und Jargon grandios imitieren konnten. Die Idee wurde fallengelassen, auch, weil die »Geister« ja teils noch lebendige sind. Schade eigentlich! Seeß-

Drei geistige Zulagen



Gabriele Bensberg

Schicksalsfrage Identität

reihe kaplaken, Band 55

96 S., 8,50 €

Eine geglückte nationale Identität ist für den Bestand der Völker die Schicksalsfrage des 21. Jahrhunderts. Die Psychologin Gabriele Bensberg untersucht die Facetten der Identität und beurteilt die Chancen auf Heilung.



Johann Braun

1968. Eine Bilanz

reihe kaplaken, Band 56

96 S., 8,50 €

Die 68er wollten die Gesellschaft umkrempeln. Was haben die Revoluzzer und Bürgersöhnchen erreicht? Was bleibt, wenn man die Hofberichterstattung abzieht? Juraprofessor Johann Braun zieht Bilanz.



Martin Lichtmesz

Rassismus. Ein amerikanischer Alptraum

reihe kaplaken, Band 57

96 S., 8,50 €

Das Thema »Rasse« wird auch bei uns zu dem Alptraum werden, das es in den USA längst ist – eine Mischung aus Omnipräsenz, Leugnung und Instrumentalisierung.

Verlag Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: vertrieb@antaaios.de

www.antaaios.de

len (1948), der als »Poptheoretiker«, »Kulturkritiker« oder »Quasselkasper« firmiert und ein eloquenter Vielschreiber (vornehmlich in linken Publikationsorganen) ist, hat nun mit seinem Dauerkompagnon Markus Metz einen Essayband zum »Rechtsruck« vorgelegt, der hier richtig als »politischer Kulturwandel« aufgefaßt wird. In der Summe regiert hier das Urdrama des genuin linken Verblendungszusammenhangs (Motto: ein Konglomerat aus Kapitalisten und protofaschistischen Reaktionären beherrscht die westliche Welt). Im Einzelnen (es sind elf Aufsätze plus Vorwort und Einleitung) irrlichtern die meist flott zu lesenden, gelegentlich ordinär gespreizten, oft aber originellen Beobachtungen auf ambivalentem Grat. Seeßlen und Metz sehen folgendes ganz richtig: Die Rechte (einerlei, ob sie sich im Einzelfall so etikettieren lassen will; die Autoren gemeinden Helene-Fischer-Fans und Sarkozy-Anhänger mit ein) ist mittlerweile derart differenziert, daß sich nahezu unbegrenzt Anschlußmöglichkeiten finden. Man kann sich elitär-intellektuell rechts einordnen, man kann es »unpolitisch«-popkulturell tun, man kann Parteigänger sein oder aber sich auf Proletenbasis in diesem heterogenen Spektrum verorten. Es gibt heute, anders als noch vor fünfzehn Jahren, keinen Lebensbereich, kein Genre, keinen Stil mehr, der in gewissen Nischen nicht »rechtsoffen« ist. Auch richtig: Das linke Lebensgefühl schwappte im Zuge von 1968 als Welle über die Gesellschaft – das rechte Denken, Leben, Fühlen hingegen wurde in den vergangenen Jahrzehnten mühsam erarbeitet, eine »Stein-für-Stein-Arbeit«, eine »lange, zähe Arbeit an der Rekonstruktion der Ge- und Zerstorten«. Ja, so war es doch! »Unmerklich, langsam, aber mit zäher Kraft begannen sich die Grenzen nach rechts zu öffnen.« Und, seltsamerweise: Konversionen von links nach rechts sind die Regel, während die umgekehrte Richtung eine Ausnahme bleibt. Auch das konstatiert das Autorenduo zurecht. Warum aber ist der rechte Weg plötzlich so attraktiv? Natürlich schreiben Seeßlen und Metz in dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß linke Positionen heute in den Medien völlig unterrepräsentiert und mutige Äußerungen Einzelner seien – eine notwendige Zutat der linken Realitätsverweigerung. Beklagenswerterweise (aber logisch) hätten die Rechten das »Phantasma der Jugendlichkeit« gekapert: »Das Gutmenschentum wird den Seniorinnen und Senioren der Popkultur überlassen, lasst Meryl Streep oder Sting Humanismus und Demokratie verteidigen, wir dagegen spalten die Jugend vom Projekt der progressiven Zivilgesellschaft ab. (...) rechts ist heftig, drastisch, provokativ, links dagegen eingeschlafen laaangweilig, defensiv.« Nur auf der rechten Seite könne man heute noch »wild und gefährlich« sein. Die kulturelle Hegemonie der Linken, schreiben die Autoren, sei unreal geworden, wie es die Diskussion um *safe*



spaces, über Triggerwarnungen und Political correctness gezeigt hätten. Hier (auf dem Campus, in linksliberalen Milieus) sei eine Welt entstanden, die mit der »rauen Wirklichkeit wenig zu tun hatte«.

Was sei schon dieser lahme »linksliberale Brei«, wo »die Rechte auch ihre ambigue Sexyness« hat? So ist es wohl. Die Seeßlensche Paranoia (die Rechten wollen alle Lebensbereiche unterjochen, auch »Reisen, Kleidung, Natur«), die sowohl in den stupiden (»Die Sprache der Verblödung«; ein Versuch, rechte Rhetorik zu überführen, der aber auf jede Art Politsprech angewendet werden kann) als auch in den luziden (»Aufstieg, Krise und Wiederkehr des Neokonservatismus und der Rechtsintellektuellen«) Essays aufscheint, ist durchaus beflügelnd. Seeßlen und Metz finden, daß die (linken) Intellektuellen heute »ökonomisch erpreßt« würden: Sie müßten »verstummen oder nach rechts gehen«. Haben wir es hier mit Propheten oder Verschwörungstheoretikern zu tun?

ELLEN KOSITZA ■

Heroische Selbstlosigkeit

Alexander, Diener Gottes: *Vater Arsenij, der Verurteilte ZEK 18376. Priester, Gefangener, geistlicher Vater, Wachtendonk: Hagia Sophia 2018. 262 S., 18,50 €*

Daß Dissidenten recht haben könnten und es tatsächlich eine Energie gibt, die, den gesamten Raum erfüllend, unermesslich wie unerschöpflich ist, beginnt man beim Lesen der Erinnerungen an Vater Arsenij (1894–1975) zu ahnen. Dieser hat als Sohn Moskauer Bürgersleute, als Kunsthistoriker und Priestermönch wie Millionen seiner Landsleute alles Böse, dessen sie nur fähig war, von der Weltrevolution auf dem Boden seiner russischen Heimat zu leiden: von systematischer Bspitzelung, Verhaftungen, Verhören, Berufsverböten, mehrfachen langjährigen Verbannungen und bis zu einer sechzehn Jahre währenden Haft in einem Vernichtungslager. Ein Wunder ist nicht bloß die Tatsache, daß Vater Arsenij seine jahrzehntelange Verfolgung ungebrochen überlebt hat, sondern auch, daß er inmitten der Hölle auf Erden stets unter dem Schutz des Allerhöchsten stand und anderen diesen Schutz und Beistand vermittelt hat.

Die Erinnerungen zahlreicher Schicksalsgenossen an Vater Arsenijs Wirken und sein Leben im Lager (herausgegeben von einem, der seinen Namen – nicht untypisch für die orthodoxe Tradition – demütig verhüllt) liest man voller Stauen, vielleicht sogar Zweifel. Es erscheint nämlich geradezu phantastisch, daß dieser schwächliche Häftling ZEK 18376 alle Torturen eines »Straflagers besonderen Regimes« wie jeder andere Gefangene durchlitt, obwohl er Zugang zu

jener außerordentlichen Energie hatte und über sie verfügen konnte, wie ihr Einsatz für die Nöte seiner Nächsten (sogar die von der Gegenseite) zeigt. Man erfährt unter anderem von Vater Arsenijs Überwindung von Raum, Zeit und den Elementarkräften, um einen Mithäftling im Erfrierungskarzer zu retten oder die Kraft seines bloßen Kreuzzeichens, das einen tonnenschweren Baumstamm von einem Sturz in die falsche Richtung ablenkt.

Neben solchen evangelisch anmutenden Wundern zeugt auch die heroische Selbstlosigkeit, die dieser Mann Gottes in böser Zeit unerschütterlich an den Tag legte, von der Existenz jener »höheren« Energie, die nicht nur ihn, sondern auch unzählige andere durch jede Not gerettet und bewahrt hat und die sich nun anschickt, Vater Arsenijs Heimat nach den Vernichtungen und Erniedrigungen des 20. Jahrhunderts wieder aufblühen zu lassen. Jedermann, der unter der Herrschaft des Bösen in seiner Heimat leidet, ist gut beraten zu lernen, wie man diese Energiequelle anzapft. Der Verlag Hagia Sophia bietet mit seiner Übersetzung der in der späten Sowjetunion als Samisdat erschienenen Erinnerungen an Vater Arsenij der deutschen Leserschaft die Möglichkeit dazu.

SOPHIA GATZMAGA ■

Auslesen

Georg Meck, Bettina Weiguny:
Der Elitenreport, Berlin: Rowohlt 2018.
320 S., 24 €

Urlaubslektüre? Hier! Die meisten werden es kennen: Bei seichten Sommerromanen schläft man im Liegestuhl ein. Bei anspruchsvollerer Ware, die vom Zu-erledigen-Stapel in die Ferien mitgenommen wurde, streckt man auch, nur anders, die Flügel. Der *Elitenreport* des Autorengespanns Bettina Weiguny und Georg Meck, beide für die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* tätig, wäre hier goldrichtig: Ein Thema von Relevanz, unterhaltsam verpackt, weder zu tief noch zu flach. Leitfragen, gegliedert in vierzehn Kapitel, lauten etwa: Was ist überhaupt Elite? In welchem Verhältnis steht die sogenannte Elite zum »neuen Populismus«, der Stimmung macht gegen »die da oben«? Wo und wie wird Elite rekrutiert? Welche Netzwerke sind das?

Eine profunde soziologische und historische Analyse, die die Befunde gerade konservativer Denker wie Gaetano Mosca, Vilfredo Pareto, Robert Michels oder zuletzt Stefan Scheil unter die Lupe nimmt und diese zur Diskussion stellt, sollte man hier nicht erwarten. Als »erster Eliteforscher« wird hier im Ernst

der zeitgenössische marxistische Soziologieprofessor Michael Hartmann angeführt, als weitere Stimme mit Gewicht gilt Jutta Allmendinger. Auch »aktuelle Umfragen« spielen, typisch für diese Art populärwissenschaftlicher Literatur, eine Rolle. Zu letzterem: In den USA hätten aktuell (2018; das Buch arbeitet stark mit aktuellen Zahlen und Begebenheiten) 57 Prozent, in Deutschland 62 Prozent, in Frankreich und Italien gar 72 Prozent der Leute Aversionen gegen jene Schicht, die als politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Elite verstanden wird. Innerhalb der Elite selbst ist diese Zuordnung hierzulande besonders verpönt. Der Begriff ist durch die NS-Zeit verbrannt. Deshalb wollte man lieber »Exzellenz-Universitäten«

ins Leben rufen, um das andere »böse E-Wort« zu vermeiden. Ob »Exzellenz« oder Elite: Beides hat es bei uns schwer. 2018 sollen 500 Millionen Euro auf fünfzig verschiedene Universitäten und andere Institutionen ausgeschüttet werden. Ein Betrag, über den das Ausland sich schlapplacht: Über diese Summe, sagt ein ehemaliger Rektor der Stanford-University, könne eine einzelne der sieben Stanford-Fakultäten jährlich verfügen!

Die Beiträge in diesem Buch sind nicht nach den beiden Autoren unterschieden, die spöttische Handschrift von Frau Weiguny kann der Leser schnell erkennen. Mit Sicherheit stammt die Einlassung über jene akademischen Thirtysomethings aus ihrer Feder, in der sie charmant erklärt, warum Jurist »Klaus, Anfang dreißig« das Gefühl hat, daß ihm die Felle davonschwimmen und daß »die Elite« Schuld trägt. Auf wenigen Seiten entlarvt sie das Gerede von der »abgehängten Mittelklasse«. Unterm Strich: Diese neuen »High Potentials« wollen zuviel auf einmal! Ja, die Eltern waren Aufsteiger. Dieser Aufstieg läßt sich kaum wiederholen: Die Alten dachten nie über ein »Sabbatical« nach, gingen selten essen, verzichteten auf weltweite Kurzurlaube, mußten nicht dauernd technisch aufrüsten und waren letztlich mit einem Häuschen in der Provinz zufrieden. Heute, vor die Qual

der Wahl gestellt (Job im Silicon Valley im Wohnmobil, Kate im Saarland oder enge Mietbude in Bogenhausen?), stünde nur eines fest für die ehrgeizigen Youngsters: »Mehr wäre besser«. Dieser Umstand mache aus tüchtigen Hochschulabsolventen unzufriedene Protestbürger gegen die oberen Zehntausend. Das erkläre die Aversion gegen »Elite«. Der Hauptteil des Buches liefert launige Reportagen über die Eliten des Tages. Davos wird erkundet, wo (Handschlag

Kohl/Modrow! De Klerk/Mandela!) sich die Mega-Elite jeden Januar trifft und wo für »Entscheider« 35 bis 40 Vernetzungstermine innerhalb dreier Tage zum Normalpensum gehören. Bis jüngst waren dort Mobiltelefone untersagt, seit zwei Jahren wird getwittert und ge-



selfiet, was das Zeug hält. Morgendliche Meditation (Stichwort: ganz bei sich selbst sein) und eine grüne Sprache sind ein Muß. Meck und Weiguny haben sie alle begleitet, die unter die globale Elite zu rechnen sind: Von Janina Kugel (Siemens-Personalvorstand mit siebenstelligem Monatsgehalt) über Kristin Achleitner (diverse Aufsichtsratsvorsitzende mit Joschka Fischer als Patenonkel des Sohnes und einem Mann, der die Deutsche Bank kontrolliert) bis hin zu den Samwer Brüdern, dem Evian-Kreis und der Isny-Runde, zu Sheryl Sandberg und Christine Lagarde: Weiguny und Meck sind scharfe Beobachter jener illustren Runden, die die Fäden in der Hand halten. Es entsteht mithin ein vorzüglich lesbares Panoptikum derer, die das Getriebe der Welt am Laufen halten. Wer das Öl für die Schmierung hinzugießt und wer den Generator betreibt – nun ja ... Es ging doch um Urlaubslektüre?

URSULA BERLUSCHKE ■

Auf Konfrontationskurs

Slavoj Žižek: *Der Mut der Hoffnungslosigkeit*, Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2018. 448 S., 20 €

Slavoj Žižek/Karl Marx/Friedrich Engels: *Das Kommunistische Manifest. Die verspätete Aktualität des Kommunistischen Manifests*, Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2018. 192 S., 10 €

Den Lesern der *Sezession* wurde der oftmals als »Popstar« unter den zeitgenössischen Philosophen umschwärmte Slavoj Žižek im Rahmen einer Bücherschau (vgl. *Sezession* 70) vorgestellt. Zwei Jahre später hat der höchst produktive Autor aus Ljubljana, dessen Themen zwischen Marxismus, Popkultur, Psychoanalyse und Globalisierungsanalysen oszillieren, bereits einige weitere Veröffentlichungen vorgelegt; aktuell folgt nun ein Doppelpack im S. Fischer Verlag.

Der Mut der Hoffnungslosigkeit ist dabei Jahresschau 2017 und radikal linke Streitschrift in einem. Erneut – nach den Kurztexten *Blasphemische Gedanken* und *Der neue Klassenkampf* – wendet sich Žižek hier dem Problem der Migrationsströme zu, das er neben der fundamentalistisch-terroristischen Bedrohung, der Rückkehr der Geopolitik in Folge des chinesischen Aufbruchs und das Aufkommen neuer »emanzipatorischer« Bewegungen in Europa als eines von vier Kernthemen der Gegenwart versteht.

In Fragen der Migration eckt Žižek regelmäßig im heterogenen linken Feld an; er pro-

jiziert – anders als sein Kompagnon, der maoistisch geprägte Philosoph Alain Badiou – keine Revolutionssehnsüchte in die nach Europa strömenden Flüchtlinge und Migranten (»nomadisches Proletariat«), denen Badiou etwa zuschreibt, sie würden sich im Zuge von Ausbeutungs- und Diskriminierungserfahrungen mit den autochthonen Subalternen verbünden, um gegen »die da oben« zu rebellieren. Žižeks Argumentation fehlt solch naiv-idealistische Ideologieproduktion, und er hält sich auch weiterhin fern von romantisierendem Multikulturalismus, dessen Bezugsrahmen – den Linksliberalismus – er wiederholt als heuchlerisch und systemstabilisierend entlarvt hat. Auch Žižeks abermalige Fundamentalkritik des globalen Ka-

pitalismus und die Analyse seiner Flexibilität, die es ihm trotz aller Nivellierungen beispielsweise erlaubt, identitätsstiftende Besonderheiten (lokale Religionen, Kulturen und Traditionen) zu vermarkten und zu integrieren, ist ebenso anschlussfähig für neuere Denken wie aktuelle Überlegungen zu Krisenpolitik (Krisen als »das Terrain, auf dem Schlachten geschlagen und gewonnen werden müssen«), politischer Korrektheit, Populismus oder islamistischen Entwicklungen. Bezogen auf letzteres Feld argumentiert Žižek beispielsweise wie Richard Millet, wonach der Neofundamentalismus (nicht nur, aber auch Marke Islamischer Staat), so antimodern und sektiererisch er sich geben möge, ein dem »postmodernen« liberalkapitalistischen System selbst entspringendes Phänomen sei.

Indes waren das die Gemeinsamkeiten, die in vorliegendem Werk zu diagnostizieren sind, so werden, mehr noch als in Žižeks vorhergehenden Veröffentlichungen, Trennlinien deutlich. Denn Žižek rückt eine Gretchenfrage ins Zentrum: Sei man Kritiker des globalen Kapitalismus, weil dieser insbesondere lokale Traditionen und identitäre Zusammenhänge (Völker, Kulturen etc.) untergräbt? Oder goutiere man vielmehr diese zersetzende Kraft, weil man selbst ein universalistisches, »emanzipatorisches« Projekt verfigt, während man wiederum als Gegner des Kapitalismus auftrete, weil er als System der Ausbeutung und Entfremdung gerade die universelle Solidarität und weltweite Befreiung – den Kommunismus – verhindere? Als Kommunist leitet Žižek im Jahr des 200. Geburtstags von Karl Marx denn auch die Neuauflage des ungekürzten *Kommunistischen Manifests* ein. Klug und pointiert seziert er die Unzulänglichkeiten des gegenwärtigen neoliberalen Stadiums des Kapitalismus und stellt dessen Praxis der »Unfreiheit im Gewand ihres Gegenteils« ins Zentrum seiner Kritik. Die linke Suche nach dem »revolutionären Subjekt« in Form von Flüchtlingen wird einmal mehr als »obszön« und »zynisch« bewertet; bei



der Lokalisierung des »Zorn-Potentials« (Peter Sloterdijk) scheint es unbedacht, »die Lücke der fehlenden Proletarier durch Import von außen zu füllen«. Daneben ist Žižeks Abschied vom Marxismus, den er empfiehlt, das zweite Sujet, das so manchen Lesern mit linkem Ideologiehintergrund aufstoßen dürfte: Statt »Marxist« zu sein empfiehlt Žižek vielmehr, Marxens begründende Fragen zu stellen und neue Antworten auf der Höhe der Zeit zu finden.

BENEDIKT KAISER ■

Kirche als Moralagentur

Klaus-Rüdiger Mai: *Geht der Kirche der Glaube aus? Eine Streitschrift*, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2018. 184 S., 15 €

Der Sachbuchautor Klaus-Rüdiger Mai (1963) dürfte spätestens seit Anfang des Jahres 2018, dem Beginn seiner regelmäßigen Autorschaft für *Tichys Einblick*, bei vielen unserer Leser auf dem Radar erschienen sein. Einigen ist vielleicht auch schon sein Buch *Gehört Luther zu Deutschland?* (2016) aufgefallen, in dem er die Unart des derzeit herrschenden Zeitgeistes, alles was nicht seinen Vorstellungen entspricht, auf den Müllhaufen der Geschichte zu entsorgen, am Beispiel des offiziellen Umgangs mit der Gestalt Luthers kritisierte. Mit seinem neuen Buch setzt Mai diesen Weg des Hinterfragens der gegenwärtigen Maßstäbe auf dem Gebiet der christlichen Religion fort. Wer die übergriffigen Aktionen der Kirchen, nicht nur der evangelischen, gegen politisch unliebsame Zeitgenossen, sei es von Pegida oder von der AfD, in Erinnerung hat, wird die Notwendigkeit eines solchen Buches nicht bezweifeln. Die Kirchen wollen vielerorts lediglich als verlängerter Arm der rot-grünen Ideologien wahrgenommen werden und tun alles dafür, den Glauben möglichst als Nebensache erscheinen zu lassen. Sozialpädagogisches Engagement, ob für Flüchtlinge oder gegen rechts, hat die Verkündigung des Glaubens abgelöst. Mai geht von diesen Beobachtungen aus, die jeder, der überhaupt noch etwas mit den großen Kirchen zu tun hat, bereits ähnlich anstellen konnte, um die Zukunft der Kirche auszuloten. Dazu braucht es kein kirchliches Amt und auch kein theologisches Studium: »Ich bin nichts weiter als ein evangelischer Christ, Lutheraner. Aber als Lutheraner trage ich wie jeder andere Christ, wie jedes andere Glied unserer Kirche, für diese Kirche Verantwortung.« Der Hauptimpuls für seine Überlegungen kommt dabei aus der Erfahrung, daß viele Freunde die Kirche verlassen, weil sie deren zeitgeistiges Gewand nicht mehr ertragen. Dieses Gewand versucht Mai in acht Kapiteln zu zerpfücken. Seine These lautet: »Nie war Kirche wichtiger als

heute. Und nie war Kirche bedrohter als heute, obwohl ihr alle Wege offenstehen.« Streng genommen müßte im zweiten Satz das »obwohl« durch ein »gerade« ersetzt werden, was aber implizieren würde, daß Liberalismus die Kirche notwendigerweise zu einem Freizeitangebot unter anderen, also zu einem Gehilfen der liberalen Weltbeglucker macht. Die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, will Mai nicht ziehen. Zum einen, weil er noch Hoffnung hat, daß die Kirche sich wieder auf sich selbst besinnt, zum anderen, weil er in der gegenwärtigen Entwicklung kein notwendiges Entwicklungsstadium des Liberalismus erblickt, sondern eine hypermoralische Entartung, die zu all den Phänomenen geführt habe, die wir täglich beobachten dürfen.

Sein Buch ist daher stellenweise weniger eine an die Kirche gewandte Streitschrift, sondern eine (gute) Zusammenfassung dessen, was in den Publikationen rechts des Mainstreams Konsens ist, wenn es um die Beschreibung der gegenwärtigen Mißstände geht. Mai wählt also den Umweg: er führt den Christen die Absurdität der gegenwärtigen Ideologie vor Augen, um sie gegen die Zumutungen ihrer Kirchenoberen zu stärken. Die



Verfasser des Barmer Bekenntnisses wählten 1934 den geraden Weg: »Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.« Damit wäre auch heute noch alles gesagt, wenn wir uns nicht in der perversen Situation befänden, daß die gegenwärtige Kirche, die nicht mehr Gottes Wort, sondern Demokratie, Menschenrechte, Antifaschismus und Toleranz als Gottes Offenbarung anerkennt, daß eben diese Kirche das Barmer Bekenntnis in eine Reihe mit den Texten der Bibel stellt. Insofern tut Mai genau das richtige, wenn er heute die Gegnerschaft nicht theologisch, sondern politisch definiert.

ERIK LEHNERT ■

Volk der Dichter und Denker

Josef Kraus/Walter Krämer (Hrsg.): *Sternstunden. Große Texte deutscher Sprache*, Paderborn: IFB Verlag Deutsche Sprache 2018. 465 S., 24.90 €

Der schleichende Abstieg Deutschlands läßt verschiedene Facetten erkennen. Eine von ihnen ist der Niedergang der eigenen Sprache. Man kann ihn bereits am tendenziell sinkenden Wortschatz der ABC-Schützen bemerken. Darüber hinaus sind viele akademische Einrichtungen stolz, dem Englischen den Vortritt zu lassen. Versuche, die Priorität der deutschen Sprache im Grundgesetz festzuschreiben, belegen, daß ihr

Rang angesichts forcierter multikultureller Tendenzen immer stärker angefochten wird.

Vorbei sind die Zeiten, in denen ein Philosoph vom Schlag eines Martin Heidegger die herausragende Ausdruckskraft der deutschen wie griechischen Sprache hervorgehoben hat, vor allem den Gestaltungs- und Formenreichtum des Deutschen.

Solche Überlegungen leiteten wohl auch die beiden Herausgeber, den ehemaligen Gymnasialdirektor und bekannten Bestseller-Autor (*Helikopter-Eltern*) Josef Kraus sowie den Ökonomen Walter Krämer. Beide legen einen Kanon vor, der sowohl Texte auf dem Gebiet der Belletristik wie Sachbuchliteratur berücksichtigt. Der Rezipient soll Maßstäbe von den Meistern gewinnen. Natürlich können zwischen zwei Buchdeckeln nur Auszüge präsentiert werden, die jeweils ein kundiger Autor kommentiert und einordnet. Dokumente, Romane, Gedichte, Dramen und Theaterstücke werden vorgestellt, natürlich nur ein kleiner Teil von dem, was interessant gewesen wäre. Die Anthologie beginnt mit dem Wessobrunner Gebet. Der frühere Bundestagspräsident Norbert Lammer (»Die Landessprache ist deutsch«) beschließt die Sammlung. Dazwischen finden sich viele Autoren, die das Schatzkästchen der einheimischen Konversation bereichert haben. Zu nennen sind stellvertretend für andere: Gryphius, Klopstock, Winckelmann, Herder, Mozart, Jean Paul, Kleist, Busch, Döblin, George, Hesse, Doderer, Schabowski, Maron, Lorenz, Zeh; prominente, aber auch unbekannte Autoren wie der Verfasser des *Lurchi* kommen zu Wort.

Natürlich kann man immer auf Autoren verweisen, die fehlen. Empfehlenswerter ist es aber, jene genau zu studieren, die gewählt wurden. Eine enorm gewinnbringende Aufgabe!

FELIX DIRSCH ■

Orthodoxie und Verfall

Peter Bickenbach: *Judas EKD. Irrlehren einer abgefallenen Kirche*, Neustadt an der Orla: Arnshaug 2017. 296 S., 24 €

Was haben die in der EKD organisierten deutschen Großkirchen noch mit dem reformatorischen, insbesondere lutherischen, Erbe zu tun? Stehen an den theologischen Hauptstrom angepasste Pfarrer heute überhaupt noch in der Tradition ihrer Konfession? Der Autor des vorliegenden Buches ist kein Theologe, sondern autodidaktisch gebildeter Laie, und sieht sich in der Tradition der lutherischen Orthodoxie. Mit seiner Streitschrift will er, wie manch anderer um das Luther-Jubiläum herum, Fehlentwicklungen anprangern. Der drastisch formulierte Untertitel des Buches gibt dabei den Ton vor: Konzessionen an den Geist der Gegenwart, der Moder-

nität für einen Wert an sich hält, sind hier nicht zu erwarten.

Ausführlich widmet sich Bickenbach zunächst der Geschichte der (lutherischen) Reformation und den Ärgernissen, die ihre Lehre und insbesondere Luthers Schriften für heutige politisierte Theologen bereithalten können. Vom Streit um den Widerstand gegen die Obrigkeit über die Bewertung des Krieges bis hin zur Judenfrage (er)klärt er Luthers Positionen. Sodann weist der Autor nach, welche »Fremdeinflüsse« diese orthodoxe Lehre nach und nach verfälschten: unter anderem eine Judaisierung der christlichen Theologie im Gefolge eines »Anglo-Protestantismus«, den er bis heute in evangelikalen Strömungen am Werke sieht, humanistische

Tendenzen der sogenannten Aufklärungsepoche sowie das Aufkommen der historisch-kritischen Methode der Schriftauslegung im 19. Jahrhundert. Das wird – trotz mancher Längen der Darstellung – auch deshalb nicht langweilig, weil er immer wieder auf politische und historische Querverbindungen hinweist. Philosophisch-weltanschauliche oder sogar ideologische Einflußnahmen entstehen nicht aus Zufall, sondern sind miteinander und mit dem Gang der Geistesgeschichte verbunden. Mehr-

fach macht der Autor deutlich, was im Strudel der Zeitläufte nicht verlorengehen und von evangelischen Theologen keineswegs verunklart werden darf: die metanoetische Hinwendung des Menschen zu Gott als das reformatorisch-protestantische Proprium gegenüber anderskonfessionellen Erwartungen an korrekten Kultvollzug, institutionelle Treue und gute Werke.

Bickenbachs Ausarbeitung mündet in die Beschreibung der besatzungspolitischen Gründe für die Indienstnahme evangelischer Theologen durch Sozialingenieure nach 1945. Es wird deutlich, wie willfährige Kollektivschuldkonstruktionen (von rühmlichen Ausnahmen wie Niemöller abgesehen) in die Begründung einer neuen Zivilreligion mündeten, die bis heute nahezu unangefochten die Bundesrepublik beherrscht. Dieser letzte Abschnitt gehört zu den stärksten des Buches.

Der handliche Band erinnert an einen halb verwilderten Garten: zwischen struppigen Gewächsen erheben sich wertvolle Pflänzchen wie Schätze. Der Leser wird krause Stilblüten ebenso finden wie stilistische Kleinode, die es wert sind, abgeschrieben und bewahrt zu werden.

Was dem Buch mit seinen wohl doch zu vielen und zu langen Exkursen fehlt, ist ein Sachregister. Dieses hätte die thematischen Abschweifungen in Gelegenheiten zum Nachschlagen verwandelt. Eine gründlichere didaktisch-stilistische Durcharbeitung hätte eine zugänglichere und weniger anstrengende Lektüre ermöglicht. Nichtsdestoweniger ist die Monographie, als Buch eines Laien mit heißem Herzen und kühlem Kopf, eine herausragende Leistung.

KONRAD GILL ■



Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2018 im sechzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift«
(*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz«
(*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will«
(*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2018

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Sonderheft »Sieferle lesen« portofrei geliefert.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2018, 16. Jahrgang



Heft 82 / Februar / 11 €

Thema: »Hegung«

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Götz Kubitschek
Köln, Cottbus, Kandel

Ellen Kositzka
Fette Welt

Jan Moldenhauer
Flüchtlingsindustrie

Lothar Fritze
Faszination Marx



Heft 85 / August / 11 €

offenes Heft

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Martin Lichtmesz
Eichbergs Volk

Götz Kubitschek
Selbsterdrosselung

Till-Lucas Wessels
Sparta braucht Söhne

Gespräch mit
Jean Raspail



Heft 83 / April / 11 €

offenes Heft

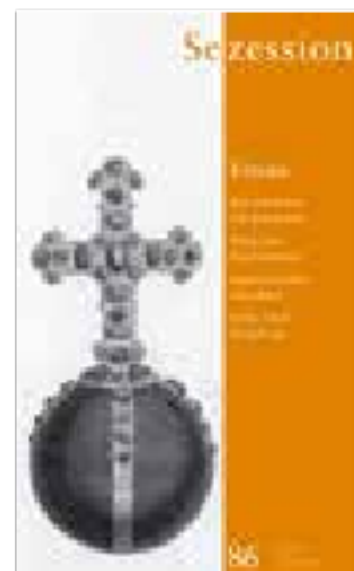
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Robert Hepp

Stefan Scheil
Offensive 18

Konrad Weiß
Österreich 38

Interview mit
Camille Paglia



Heft 86 / Oktober / 11 €

Thema: »Europa«

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Benedikt Kaiser
Europakonzepte

Philip Stein
Eurofaschismus

Siegfried Gerlich
Abendland

Stefan Scheil
Bürgerkrieg



Heft 84 / Juni / 11 €

Thema: »1968«

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Helmut Lethen

Caroline Sommerfeld
Erziehung 68

Claus Wolfschlag
Typen 68

*Das Trojanische Pferd –
fünf Reden*



Heft 87 / Dezember / 11 €

offenes Heft

72 Seiten, Beiträge u. a.:

Caroline Sommerfeld
Pädagogik

Wiggo Mann
Ein Jahr Bundestag

Götz Kubitschek
Theoriearbeit

Ellen Kositzka
Das war's

Ausnahmen sind nicht immer Bestätigung
der alten Regel. Sie können auch Vorboten
einer neuen Regel sein.

Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach